<36621939260010

S

<36621939260010

Bayer. Staatsbibliothek

Deutsch-amerikanische Bibliothek.
5. Band. Preis 50 Cents.

Novellistisches.

Von

Friedrich Lexow.

Erster Theil:

Auf dem Geierfels.

New York.
E. Steiger.
1872.

171 F

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Deutsch-amerikanische

Bibliothek.

5. Band.

Novellistisches.

Von

Friedrich Lexow.

Erster Theil.

New York.
E. Steiger.
1872.

Novellistisches.

Von

Friedrich Lexow.

Erster Theil:

Auf dem Geierfels.

New York.
E. Steiger.
1872.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Satz und Electrotypie von
E. Steiger in New York.

Auf dem Geierfels.

Dem Franzöſiſchen nacherzählt.

Digitized by Google

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Im Anfang des Sommers 1848 hatte der Graf Kostia Petrowitsch Leminof, ein russischer Edelmann, das Unglück, seine junge Frau in der Blüthe ihrer Jahre zu verlieren. Dieser völlig unerwartete Verlust warf ihn einer düstern Schwermuth in die Arme, und er verließ seine Güter in der Nähe von Moskau mit dem festen Entschluß, nie dorthin zurückzukehren. Begleitet von seinen beiden Kindern, zehnjährigen Zwillingen, einem Geistlichen, der ihnen als Lehrer diente, und einem Leibeignen, Namens Iwan, begab er sich nach Odessa und von dort nach Martinique, wo er in tiefster Einsamkeit lebte und inmitten der Naturschönheiten keine Milderung seiner Seelenleiden fand. Er hätte nicht nur das Vaterland, sondern auch den Planeten verlassen mögen, und lächelte ihn die blühende Natur an, so war es ihm, als wolle sie ihn in seinem Schmerz verhöhnen.

Ein Jahr war er in Martinique gewesen, als das Gelbe Fieber ihm eins seiner Kinder entriß. Einer bizarren Reaction seines kräftigen Temperaments war es zuzuschreiben, daß dieser Verlust, statt seine Schwermuth zu erhöhen, ihn vielmehr derselben entriß. Er nahm jetzt das beißende, spöttische Wesen an, welches man so häufig bei russischen Edelleuten trifft, und das der Gewohnheit, die Menschen als ein Spielzeug übermüthiger Laune zu betrachten, entspringt. Seine Stimme verlor ihren weichen Schmelz und wurde rauh, seine Bewegungen verriethen einen unbändigen Uebermuth, und ein verächtliches Lächeln bürgerte sich auf seinen Lippen ein.

So unangenehm sich aber auch der Graf Kostia gegen seine Umgebung machte, immerhin war er ein civilisirter Teufel, und nachdem er drei Jahre unter dem tropischen Himmel zugebracht, sehnte er sich nach dem alten Europa zurück und nahm Passage nach Lissabon. Er durchreiste Portugal, Spanien, das südliche Frankreich und die Schweiz. In Basel erfuhr er, daß zwischen Koblenz und Bonn, in einer einsamen Gegend, eine alte Burg zu verkaufen sei. Sofort entschloß er sich, die Ruine und was dazu gehörte zu erstehen, ohne einen Augenblick um den Preis zu feilschen oder das Besitzthum auch

nur im Einzelnen zu besichtigen. Kaum war der Handel abgeschlossen, so traf er auch schon Anstalten, in den verwitterten Kasten, welcher den anspruchsvollen Namen „Festung Geierfels“ führte, überzusiedeln, und nahm sich vor, dort den Rest seiner Tage dem Studium zu widmen.

Sein Steckenpferd war nämlich die Abfassung einer Geschichte von Byzanz, und diesem Gegenstand war sein ganzes Sinnen gewidmet. Jetzt, da das Werk um jeden Preis fertig werden sollte, fühlte er das Bedürfniß, sich einen intelligenten Mitarbeiter zuzulegen, und da er die Geschichte auf Französisch abfassen wollte, so mußte derselbe ein Franzose sein. Einem seiner alten Bekannten in Paris, dem Doctor Lorin, schrieb er darüber folgendermaßen:

„Ich bewohne hier ein wahres Eulennest, und würde Ihnen sehr verbunden sein, wenn Sie mir einen jungen Nachtvogel verschaffen wollten, welcher zwei oder drei Jahre diesen Aufenthalt mit mir theilen kann ohne vor Langerweile zu sterben. Verstehen Sie mich recht; ich verlange nicht nur, daß mein Secretair eine leserliche Hand und das Französische etwas besser schreibe als ich, sondern er muß auch ein tüchtiger Philolog sein, ein ausgezeichneter Gelehrter, den die Ungunst des Schicksals nicht in die rechte Carriere gerathen ließ. Gelingt es Ihnen, mir diesen kostbaren Artikel zu verschaffen, so werde ich ihm das beste Zimmer meines Schlosses und zwölftausend Franken jährlich geben. Es wird mir lieb sein, wenn er kein Esel ist. Im Uebrigen kümmert sein Character mich wenig; er wird die Gewogenheit haben, gerade den Character zu besitzen, der mir convenirt.“

Nun zählte der Doctor Lorin unter seinen Bekannten gerade einen solchen Artikel, nämlich einen jungen Lothringer Namens Gilbert Savile, welcher in academischen Arbeiten den ersten Preis davongetragen hatte und es dennoch zu nichts bringen konnte, weil es ihm sowol an einflußreichen Empfehlungen wie an der Gabe gebrach, sich einzuschmeicheln. Nachdem er den Brief Leminof's gelesen, ging der Doctor zu Gilbert und schilderte ihm den Grafen Kostia so, wie derselbe in seiner Erinnerung stand. Er empfahl ihm die Stelle nicht, sondern beschwor ihn im Gegentheil, sich die Sache reiflich nach allen Seiten zu überlegen. Aufrichtig gesagt — murmelte er, als er den jungen Gelehrten verlassen hatte, vor sich hin — wäre es mir am liebsten, wenn er Nein sagte. Er wäre ein viel zu guter Bissen für diesen Bojaren, von dem

mir eigentlich nichts mehr vor Augen steht als die hochmüthigste Miene, die mir in meinem Leben vorgekommen. Welcher Contrast zu dem sanften und entschiedenen Wesen, dem edlen Haupt, der hohen, offenen Stirn, den großen, blauen Augen, dem frischen Lächeln, der reinen, hellen Stimme unsers Gilbert! Was sollte Kostia mit allem diesem thun? Der Herr Graf konnte recht liebenswürdig und gewinnend sein, aber immer steckten doch die Klauen hervor. Wahrhaftig, bekommt er Gilbert, so wird eine Perle dem Leoparden zwischen die Tatzen geworfen!

So raisonnirte der Doctor in sich hinein. Aber zwei Stunden später erhielt Gilbert einen Brief, welcher ihm meldete, daß eine Stelle, auf die er sich große Hoffnungen gemacht hatte, einem zwar minder tüchtigen, aber besser empfohlenen Manne gegeben sei. — Lassen Sie sich dadurch nicht entmuthigen, schloß der Brief. Sie sind ein Juwel in Ihrer Art, und einem solchen Manne kann es nicht fehlen.

„Dies Lied werden sie mir vorsingen bis ich Hungers gestorben bin!“ sagte Gilbert achselzuckend, und sofort eilte er zum Doctor, mit dem er eine lange Unterredung hatte.

„Mein lieber Gilbert“ — schloß der Doctor, nachdem er sich vergebens bemüht, den Entschluß des jungen Gelehrten zu erschüttern — „ich kenne diesen moskowitischen Herrn aus dem Grunde und beschwöre Sie, sich nicht von seinen Manövern fangen zu lassen. Um Gottes willen, gewinnen Sie diesen Menschen nur nicht lieb, schenken Sie ihm nicht den zehntausendsten Theil Ihres Herzens; Sie würden es bitter bereuen. Gibt er seinem Secretair zwölftausend Franken, so wird er dafür auch viel von ihm verlangen. Seien Sie auf Ihrer Hut! Erinnern Sie sich der Worte seines Briefes: Der junge Nachtvogel wird die Gewogenheit haben, gerade den Character zu besitzen, der mir convenirt! — Lassen Sie sich vor allen Dingen nicht von ihm imponiren, geben Sie ihm kein Titelchen nach!“

„Das ist Alles Unsinn,“ warf Madame Lorin, welche der Conferenz beiwohnte, dazwischen. „Davon, daß der Geierfels seinen Namen verdient, glaube ich kein Wort, sondern bin vielmehr überzeugt, daß der Graf in Saus und Braus lebt. Sie werden dort Feste, Bälle, Cavalcaden, schöne Italienerinnen, Theaterprinzessinnen, tunguſische Schönheiten, weiße Atlaskleider, Federhüte, Diamanten, Abenteuer,

Billets-doux, Guitarre-Arien und Gott weiß was sonst noch in Hülle und Fülle vorfinden. Mein lieber Philosoph, wie wird es Ihnen in diesem Wirbel ergehen? Nur immer den Kopf oben behalten!"

„So sind die Weiber!" rief der Doctor kopfschüttelnd. „Mein liebes Weibchen raisonnirt wie die Mutter, welche ihrem Sohne, der Bergmann werden wollte, ein Mittel gegen den Sonnenstich in das Bündel steckte."

Gilbert fand, daß man ihm etwas reichlich viel rathe. „Bricht eine tunguſische Schönheit mir das Herz entzwei," antwortete er lachend, „so werde ich die Stücke sorgfältig zusammenlesen, damit Sie das Ding wieder flicken."

Acht Tage später war er unterwegs.

Wohlbehalten langte Gilbert zwei Meilen vom Geierfels an. Es eilte ihm nicht; je näher er seinem Bestimmungsort kam, desto schwüler wurde es ihm ums Herz, und er nahm sich vor, noch einige Stunden der süßen Freiheit zu genießen.

Statt einen Wagen zu miethen, vertraute er sein Gepäck einem Commissionair an, nahm selbst nur ein kleines Felleisen unter den Arm und wanderte langsam dahin. Die Landstraße verlassend, kehrte er in eine seitwärts auf einem Hügel gelegene Herberge ein und ließ sich dort unter den Bäumen serviren. Als er nach eingenommenem Mahl in die Küche der Herberge trat, um seine Zeche zu berichtigen, fand er dort den Wirth beschäftigt, die blutende Wange eines Kindes mit warmem Wasser zu waschen. Das Kind weinte, der Wirth fluchte. Die Frau kam hinzu und fragte: „Was ist es mit Wilhelm?"

„Vor einer Stunde" — erwiderte der Vater wüthend — „ritt Herr Stephan auf dem Wege zur Mühle, und der Junge trieb seine Schweine vor ihm her. Das Pferd des Herrn Stephan bäumte sich, und Herr Stephan, der es kaum halten konnte, sagte zum Kinde: „Glaubst Du, kleiner Dummkopf, daß mein Pferd den Staub Deiner Schweine einschlucken mag? Pack Dich mit ihnen ins Gebüsch!" — „Reiten Sie selbst durchs Gebüsch, der Weg ist breit genug," antwortete das Kind. Das nahm Stephan krumm, und als der Junge lachte, schlug er ihm

mit der Peitsche ins Gesicht. Beim Himmel, kommt der junge Herr wieder, so soll er Lebensart von mir lernen. Eines schönen Tages binde ich ihn an den ersten, besten Baum und bläue ihm mit zehn grünen Reisern den Rücken durch!"

„Nimm Dich in Acht, was Du sagst, alter Peter!" erwiderte die Frau erschreckt. „Vergreifst Du Dich an dem Kleinen, so möchte es Dir übel bekommen."

„Wer ist Herr Stephan?" fragte Gilbert.

Der Wirth, auf welchen die Warnung seiner Frau nicht ohne Einfluß geblieben war, antwortete trocken:

„Stephan ist Stephan, ein Neugieriger ist neugierig, und Hämmel sind auf der Welt um geschoren zu werden."

Letzteres wurde sofort practisch bewiesen, denn der arme Gilbert mußte für sein frugales Mahl den zehnfachen Preis bezahlen.

Den Stephan soll der Henker holen! dachte er, indem er die Herberge verließ. Ihm habe ich es zu verdanken, daß ich hier gerupft bin. Er stieg den Hügel hinab und schlug wieder den Fußweg ein, welcher ihm trotz seiner Schönheit nicht gefiel, da er ihn zum Kerker führte. Den Ersten, welcher ihm begegnete, fragte er, wie weit es noch bis zum Geierfels sei, und die Antwort lautete, in einer Stunde könne er dort sein. Unwillkürlich ging er langsamer. Wahrlich, er hatte keine Eile.

Indem er so mit der Miene eines Verurtheilten, welcher sich auf dem Wege zum Schaffot befindet, dahin wanderte und nur noch eine halbe Stunde vom Geierfels entfernt war, gewahrte er zur Rechten eine niedliche, von einer natürlichen Grotte überdachte Fontaine. Ein Fußpfad führte dorthin, und dieser Pfad übte auf Gilbert eine unwiderstehliche Anziehungskraft aus. Er setzte sich am Rande des Bassins auf eine Rasenbank und stützte die Füße auf einen bemoosten Stein. Das sollte seine letzte Rast sein, denn schon begann es zu dämmern. Träumerisch hörte er dem Geplätscher der fallenden Tropfen zu, als plötzlich der Huf eines Pferdes auf dem Fußpfad erklang. Er blickte auf und sah, auf einem hohen, stolzen Rappen reitend, einen etwa sechszehnjährigen jungen Menschen, dessen hageres, blasses Gesicht von prachtvollen kastanienbraunen Haaren, welche in Locken auf die Schultern herabfielen, eingerahmt war. Er war klein, aber schlank

und schön gewachsen. Die Züge seines Gesichts, obgleich edel und regelmäßig, flößten Gilbert mehr Staunen als Sympathie ein, denn sie zeigten einen harten, trockenen, verdrießlichen Ausdruck, und das schöne Jünglingsgesicht war ohne die Grazien der Jugend.

Der junge Reiter kam direct auf Gilbert zu und rief, als er nur noch zwei Schritte von der Fontaine entfernt war, mit gebieterischer Stimme auf Deutsch:

„Mein Pferd ist durstig. Machen Sie gefälligst Platz!"

Gilbert rührte sich nicht.

„Sie bedienen sich eines eigenthümlichen Tones, mein kleiner Freund," erwiderte er in derselben Sprache, die er sehr gut verstand, aber sehr schlecht, das heißt mit französischem Accent, sprach.

„Mein großer Freund, wie lassen Sie sich Ihren Unterricht in der Lebensart bezahlen?" antwortete der junge Mann, die Aussprache nachahmend. Dann fügte er auf Französisch, mit untadelhaft reiner Betonung, hinzu: „Schnell, ich warte nicht gern!" Und damit sauste seine Peitsche durch die Luft.

„Herr Stephan," sagte Gilbert, „Ihre Peitsche wird Ihnen noch einen schlimmen Streich spielen."

„Wer gibt Ihnen das Recht, meinen Namen zu wissen?" rief Stephan, herrisch den Kopf zurückwerfend.

„Der Name ist weit und breit im Lande bekannt, und Sie schrieben ihn noch vor wenigen Minuten in sehr leserlichen Zügen auf die Wangen eines kleinen Schweinehirten."

Stephan erröthete vor Zorn und hob drohend die Peitsche empor; aber ein Schlag vom Stock Gilbert's ließ diese Peitsche zwanzig Schritt weit fortfliegen und in einen Graben rollen.

Als er wieder auf das Kind blickte, gereute ihn fast, was er gethan, denn das Gesicht desselben war schrecklich anzuschauen. Die Blässe war fast durchsichtig geworden, alle Muskeln waren zusammengezogen, und der Körper wurde von convulsivischen Zuckungen verzerrt. Stephan versuchte zu sprechen, aber die Worte erstarben ihm auf den Lippen. Schnell zog er einen seiner Handschuhe aus und wollte ihn Gilbert ins Gesicht werfen, aber die zitternde Hand ließ ihn fallen. Einen Augenblick betrachtete er zürnend und ihrer Ohnmacht fluchend, die schwache Hand; dann floß ein Thränenstrom aus seinen

Augen, er beugte sich auf den Hals des Pferdes herab und murmelte mit halb erstickter Stimme:

„Um Gottes willen, wollen Sie nicht, daß ich vor Wuth sterbe, so geben Sie mir — geben Sie mir —"

Er konnte den Satz nicht zu Ende bringen; aber schon war Gilbert zum Graben gesprungen, hatte die Peitsche aufgerafft und sie ihm nebst dem Handschuh wieder eingehändigt. Stephan dankte durch ein leichtes Neigen des Kopfes, aber ohne ihn anzusehen. Die Augen auf den Sattelknopf geheftet, schien er einen gewaltigen innern Kampf zu bestehen. Gilbert hatte Mitleid mit ihm und wendete sich ab, um ihn nicht noch mehr in Verlegenheit zu bringen; aber in dem Augenblick, als er sich niederbeugte, um Stock und Felleisen aufzuheben, schleuderte ihm das Kind vermittelst eines geschickten Peitschenhiebes den Hut vom Kopf, und als Gilbert, überrascht und entrüstet, sich auf den jungen Verräther stürzen wollte, war er schon fortgalloppirt und verschwand in einer Staubwolke.

Gilbert wurde durch dies Abenteuer mehr in Anspruch genommen, als es sich mit seiner philosophischen Gemüthsart vertrug. Nachdenklich setzte er seinen Weg fort, und stets schwebte ihm das bleiche Gesicht des Kindes vor Augen. Dies Uebermaß der Verzweiflung, dachte er, verräth einen stolzen, leidenschaftlichen Geist; aber die Perfidie, mit der er meine Großmuth vergilt, läßt nur auf ein verderbtes Herz schließen. Da traf ihn ein Gedanke und er schlug sich vor die Stirn. Sollte der junge Schlingel der Sohn des Grafen Kostia sein? Es war mehr als wahrscheinlich.

Endlich stand er vor dem hohen, alterthümlichen Gebäude und wurde von einem Diener durch das Gitterthor geführt. Bei jedem Schritt mußte er colossalen Hunden aus dem Wege gehen, deren Gekurr seine erste Begrüßung war. Ein Kammerdiener brachte ihn, drei Treppen hoch, in ein großes, rundes Gemach, in dem ein überdachtes Bett stand. „Das ist Ihr Zimmer," sagte er trocken. Nachdem er zwei Kerzen angezündet und auf einen runden Tisch gestellt hatte, ging er fort und kam nach zwanzig Minuten mit einem aus verschiedenem Wildpret bestehenden Abendessen zurück.

Während Gilbert noch aß, wurde ihm folgendes Billet des Grafen

gebracht: Herr Leminof heißt Herrn Gilbert Savile willkommen und wird ihm morgen früh seine Aufwartung machen.

Bei seinem Erwachen wurde Gilbert ein großer Genuß zu Theil. Er stand mit der Sonne auf, kleidete sich schnell an und eilte ans Fenster, um die Gegend zu betrachten.

Da bot sich ihm ein Anblick, welcher ihn mit Entzücken erfüllte. Das ihm angewiesene Gemach bildete die obere Etage eines Thürmchens, welches das eine Ende des Schlosses flankirte. Dies Thürmchen und ein am andern Ende derselben Façade gelegener großer viereckiger Thurm hatten die Aussicht nach Norden, und unmittelbar unter dem Aufenthalt unseres Freundes gähnte ein felsiger, dreihundert Fuß tiefer Abgrund, aus dem, von dem Licht der Sonne vergoldet, ein bläulicher Dampf emporwirbelte. Ein wirklicher, leibhaftiger Abgrund unter seinem Fenster — das war etwas ganz Apartes und verursachte ihm eine unaussprechliche Freude. Diese schroffe, felsige Tiefe war seine Domaine, sein ausschließliches Eigenthum, und mit den Augen eines Königs nahm er von ihr Besitz. Er konnte sich an diesen schroffen Felsen, an diesem düstern Gestrüpp gar nicht satt sehen, so romantisch kam ihm Alles vor. Der erhabene Philosoph war auf einmal zum Kinde geworden, und als er das feierliche, ferne Gemurmel des Rheins vernahm, dem sich das Gekrächz eines Raben und das schrille Geschrei der über ihm nistenden Schwalben beigesellte, war er fest überzeugt, daß der Strom seine Stimme verstärke um ihn zu grüßen, daß die Vögel ein Uebriges thäten um ihn willkommen zu heißen.

Kaum konnte er sich auf einige Minuten von diesem Anblick losreißen um zu frühstücken, und wiederum war er in Betrachtung desselben vertieft, als Herr Leminof ins Zimmer trat. Drei Mal mußte der Graf husten, bevor der junge Mann aufmerksam wurde und sich umwendete. Als er den Feind erblickte, zitterte Gilbert unwillkürlich. Schnell faßte er sich, aber mit tiefem Verdruß gewahrte er, daß dies unwillkürliche nervöse Beben dem Grafen ein spöttisches Lächeln entlockt habe. Das mußte wieder gut gemacht werden, denn er fühlte instinctiv, daß Leminof sein Benehmen gegen ihn nach dem ersten Eindruck abmessen werde.

Der Graf Kostia war ein Mann mittleren Alters, wohlgebaut, von hohem Wuchs, breiten Schultern, stolzem Wesen, strenger, hoch-

müthiger Stirn. Seine Nase erinnerte an den Schnabel eines Raubvogels; der Kopf war leicht zurückgeworfen, und aus den großen, grauen Augen schossen durchdringende Blitze. Was Gilbert aber gar nicht gefiel, war, daß Leminof stehen blieb, während er *ihn* aufforderte, sich zu setzen, und als er Umstände machte, ihn durch eine kurze, gebieterische Handbewegung, begleitet von ungeduldigem Stirnrunzeln, *befahl*, sich seinem Geheiß zu fügen.

Herr Graf, sagte Gilbert bei sich selbst, Sie werden nicht von hier fortgehen bevor Sie sich gesetzt haben!

„Mein lieber junger Herr," sagte der Graf, mit verschränkten Armen im Zimmer auf- und abgehend, „Sie haben in Doctor Lorin einen sehr warmen Freund. Er schätzt Ihre Verdienste sehr hoch und gibt mir klar zu verstehen, daß ich eines solchen Schatzes von Weisheit und Gelehrsamkeit bei weitem nicht würdig sei. Auch räth er mir ausdrücklich, Sie mit der größten Aufmerksamkeit zu behandeln, und gibt mir zu verstehen, daß ich dem ganzen Universum für Sie verantwortlich sein werde. Ein solcher Freund ist doch ein wahrer Gottessegen."

Gilbert antwortete nicht und biß sich auf die Lippen.

„Herr Lorin theilt mir ferner mit, daß Sie zugleich stolz und schüchtern sind, und bittet mich, Sie sehr schonend zu behandeln. Er behauptet, Sie litten zuweilen, ohne sich etwas davon merken zu lassen; das ist ein Talent, welches man nicht auf der Straße findet. Aber es thut mir wirklich leid, daß unser vortrefflicher Freund mich Ihnen als Währwolf geschildert hat. Es würde mich sehr schmerzen, wenn ich Ihnen Furcht einflößte. Blicken Sie mich nur dreist an. Hab' ich Krallen an den Fingern?"

Der arme Gilbert wünschte den indiscreten Eifer seines Freundes zu allen Teufeln, und antwortete so ruhig wie möglich:

„Es ist nicht meine Gewohnheit, mich vor den Krallen meiner Nebenmenschen zu fürchten. Lassen sie mich dieselben fühlen, so weiß ich mich zu wehren."

Die Stimme Gilbert's und der Ausdruck seines Gesichts frappirten den Grafen, und zuckte er nicht zusammen, so staunte er doch, denn so war ihm noch Niemand gegenübergetreten. Er betrachtete ihn einen Augenblick schweigend von oben bis unten, und fuhr dann in noch sarcastischerem Tone fort:

„Aber das ist noch nicht Alles. Herr Lorin (welchen bewundernswerthen Freund Sie doch an ihm haben!) theilt mir auch mit, daß Sie ein Schöngeist sind. Was ist das? Mir ist ein solches Ding noch nie vorgekommen.“ Und indem er so sprach, that er, als suche er eine Spinne an der Decke oder eine Nadel am Fußboden. „Ich weiß, was ein schönes Pferd oder eine schöne Frau ist, aber ein schöner Geist — können Sie mich vielleicht darüber aufklären?“

Gilbert schwieg und sprach in Gedanken das Stoßgebet: Gott behüte mich vor meinen Freunden; mit meinen Feinden werde ich schon selber fertig.

„Meine Fragen scheinen Ihnen vielleicht indiscret, aber dafür haben Sie sich an den Doctor, unsern vortrefflichen Freund, zu halten. Sein letzter Brief verursacht mir große Unruhe. Er kündigte Sie mir als ein ganz außergewöhnliches Wesen an, und da ist es doch natürlich, daß ich mich erkundige. Vor Mysterien und Ueberraschungen habe ich eine heilige Scheu. Einst schickte ein kleiner abyssinischer Prinz einem Missionair, dem er seine Dankbarkeit beweisen wollte, ein Geschenk in einem Kasten von wohlriechendem Rosenholz. Als der Missionair den Kasten öffnete, fand er darin ein kleines allerliebstes lebendes Krokodil. Denken Sie sich seine Freude! Solche Abenteuer machen Einen vorsichtig; schickt unser trefflicher Freund mir einen Schöngeist zum Geschenk, so muß ich ihn mit vorsichtiger Hand auspacken, um nicht auf eine ähnliche Ueberraschung zu stoßen. Erbarmen Sie sich meiner!“

„Es thut mir leid,“ antwortete Gilbert ruhig, „daß man Ihnen einen falschen Begriff von mir beigebracht hat. Werden Sie mir erlauben, mich Ihnen gerade so zu schildern, wie ich bin?“

„Mit Vergnügen.“

„Ich bin kein Schöngeist, sondern einfach ein ehrlicher Kerl, den das Schicksal nicht eben sanft gewiegt hat. Was von romantischem Wesen an mir war, hat sich unter dem Druck des Schicksals in das Heiligthum meines Herzens geflüchtet, und mein Hirn ist das vernünftigste von der Welt. Hätte ich das Glück, reich zu sein, so würde ich das Leben als ein Spiel betrachten; so wie das Loos mir nun einmal geworfen ist, betrachte ich es als Geschäft. Ich erfülle meine Pflicht; aber daneben bleibe ich mein eigner Herr, und hier in

meinem Herzen habe ich ein allerliebstes Marionettentheater, welches ich in Stunden der Erholung zu meinem Ergötzen spielen lasse. Das mögen Sie, Herr Graf, nicht verstehen; aber das ist auch nicht nöthig, denn Sie haben nichts damit zu thun und es geht Sie nichts an."

Herr Leminof schritt nicht mehr auf und ab, sondern stand in der Fensterbrüstung und schaute schweigend ins Thal hinab.

Ich werde Sie schon zwingen, sich zu setzen, Herr Graf! sprach Gilbert leise vor sich hin.

„Sie machen mich neugierig," hub endlich Leminof wieder an. „Könnte ich nicht vielleicht einige Ihrer Marionetten zu sehen bekommen?"

„Unmöglich, denn vor dem Feuer Ihrer strengen Blicke würden sich meine Harlequine und Columbinen erschreckt zurückziehen. Haben Sie auch keine Krallen an den Fingern, Herr Graf, so kann Ihre Nähe auf zarte Wesen doch keinen besonders ermuthigenden Eindruck machen. Für so hohe Herren ist dergleichen nicht geschaffen."

Der Graf fing wieder an zu marschiren und warf im Vorübergehen Gilbert einen zugleich stolzen und wohlwollenden Blick zu.

„Da haben wir's, mein Herr! Ihrem eignen Geständniß zufolge sind Sie ein arger Egoist, welcher vor allen Dingen leben, und zwar für sich leben, will."

„Das mag wol sein. Ich vermied nur, das Wort auszusprechen, da es ein wenig hart klingt. Uebrigens bin ich kein geborner, sondern ein gewordener Egoist. Hätte ich noch mein Herz von zwanzig Jahren, so wäre ich mit sehr romantischen Ideen hierher gekommen. Sie werden laut darüber lachen, mein Herr; denken Sie sich, vor zehn Jahren wäre ich mit dem festen Vorsatz auf Ihr Schloß gekommen, Sie recht lieb zu gewinnen und mir Ihre Liebe zu erwerben."

„Während jetzt —"

„Du lieber Gott, jetzt kenne ich die Welt; jetzt weiß ich, daß zwischen uns nur von einem Handel die Rede sein kann, und daß der beste Handel immer derjenige ist, welcher beiden Parteien zum Vortheil gereicht."

„Was für ein schrecklicher Mensch Sie sind!" rief der Graf mit höhnischem Lachen. „Erbarmungslos zerstören Sie alle meine Illusionen und vergreifen sich mit roher Hand an der Poesie meiner Seele.

In meiner Naivetät bildete ich mir ein, daß wir eine zärtliche Paſſion für einander faſſen würden. Ich wollte meinen Secretair zu meinem intimen Freunde, zum Vertrauten meiner geheimſten Gedanken machen; aber in dem Augenblick als ich ihm die Arme öffnen will, ſtößt der Undankbare mich zurück und ſagt ganz trocken: Halt, mein Herr, zwiſchen uns kann nur von einem Handel die Rede ſein. Ich bin der Händler, Sie ſind der Käufer; ich verkaufe Ihnen Griechiſch, Sie zahlen mir baares Geld dafür. Den Teufel auch, junger Herr, Ihr Schöngeiſt iſt nicht ſehr poetiſch. Aber apropos, ich nehme Sie beim Wort, und Sie haben ſich jetzt nicht zu beklagen, wenn ich Sie wie ein ächter Türke behandle."

„Das werden Sie ſchon bleiben laſſen, denn Sie würden doch zu kurz dabei kommen. Sie werden mir viel zu thun geben, aber meine Marionetten laſſen ſich Zeit und Raum nicht verkümmern."

Der Graf ſtand ſtill und ſtellte ſich, die Hände auf den Tiſch geſtemmt, Gilbert gegenüber.

Ich will Sie ſchon zum Sitzen bringen, Herr Graf! murmelte Gilbert zwiſchen den Zähnen. Ihn feſt betrachtend, hub Leminof wieder an:

„Sie ſcheinen alſo ein der Ruhe und dem Nachdenken ergebener Egoiſt zu ſein. Wolan, ſo hoffe ich wenigſtens, daß Sie nicht nur die Fehler, ſondern auch die Tugenden Ihrer Race beſitzen — das heißt, daß Sie, am meiſten mit ſich ſelbſt beſchäftigt, von aller zudringlichen Neugierde frei ſein werden. Der Egoismus verliert alle ſeine Berechtigung, wenn er nicht die Angelegenheiten Anderer mit geringſchätzender Gleichgültigkeit betrachtet. Hören Sie mir aufmerkſam zu. Ich lebe hier nicht ganz allein, wünſche aber, daß Sie nur mit mir eine fortlaufende Verbindung unterhalten. Die andern Perſonen, welche dies Haus mit mir bewohnen, verſtehen kein Wort Griechiſch und haben kein Recht auf Ihr Intereſſe. Vergeſſen Sie's nicht, ich bin eiferſüchtig wie ein Tiger, und kann den Gedanken nicht ertragen, Sie mit Jemandem zu theilen. Was Ihre Marionetten betrifft, ſo werden Sie mich ſtets bereit finden, ſie zu bewundern; aber zeigen Sie ſie keinem Andern; hören Sie? Keinem!"

Der Graf Koſtia ſprach dieſe letzten Worte mit ſo energiſcher Betonung, daß Gilbert ihn überraſcht anblickte. Er war im Begriff, ſich

eine Erklärung darüber auszubitten, aber der strenge, fast drohende Blick des Grafen nahm ihm die Lust dazu, und er antwortete daher:

„Ihre Mahnung ist ganz überflüssig, Herr Graf. Die Einsamkeit ist mein Element und hat für mich einen unnennbaren Reiz. Wollen Sie einmal den Versuch machen? Schließen Sie mich hier ein, nehmen Sie den Schlüssel zu sich, und lassen Sie mir täglich durch einen Schieber die nöthige Nahrung zukommen; in einem Jahr, von heut an gerechnet, werden Sie mich gerade so munter wie jetzt an diesem Tisch sitzend finden — vorausgesetzt, daß mich nicht die Himmelssehnsucht erfaßt und eines schönen Tages mein Geist durch dies Fenster entfliegt. Was wäre daran gelegen? Den Käficht leer findend, würden Sie einfach sagen: Dem guten Jungen sind Flügel gewachsen. Wohl bekomm's ihm!"

„Das wäre!" rief der Graf. „Mein lieber Secretair, Sie gefallen mir so außerordentlich, daß ich, um eine solche Katastrophe zu verhindern, das Fenster vergittern lassen werde."

Mit diesen Worten nahm er einen Stuhl und setzte sich Gilbert, welcher bei dieser Entwicklung gern in die Hände geklatscht hätte, gegenüber. Von diesem Augenblick an drehte ihre Unterhaltung sich nur noch um Byzanz und seine Geschichte. Der Graf entwickelte Gilbert seinen Arbeitsplan und deutete die Nachforschungen an, welche er von ihm erwartete. Die Conversation dauerte mehrere Stunden, und kaum war Herr Leminof auf sein Cabinet zurückgekehrt, so schrieb er folgendes Billet an Herrn Lorin:

„Mein lieber Doctor, empfangen Sie meinen Dank für das kostbare Subject, welches Sie mir geschickt haben. Es könnte nicht mehr nach meinem Geschmack sein wenn ich's extra für mich hätte machen lassen. Gerade eines solchen Werkzeuges bedurfte ich; aber gefällt der junge Mann mir, so ist es, aufrichtig gesagt, deshalb, weil er sehr wenig Aehnlichkeit mit dem von Ihnen entworfenen Portrait hat. Nach Ihrer Schilderung mußte er ein Romanheld sein, und den hätte ich Ihnen ohne weiteres zurückgeschickt; aber glauben Sie mir, die jungen Leute unserer Zeit haben es dick hinter den Ohren, und in wenigen Stunden habe ich diesen besser kennen gelernt, als Sie. Er ist ein Querkopf, aber einer, der Raison hat. Ueberdies besitzt er eine vollendete Gelehrsamkeit, ein gesundes Urtheil und kritischen Geist. Ich

hätte es wirklich gar nicht beſſer treffen können. Ich verſichere Sie meiner Dankbarkeit und lege mich Madame Lorin als unterwürfiger Diener zu Füßen.“

Gilbert ſeinerſeits ſchrieb einen Brief, von dem wir hier nur den Anfang geben wollen:

„Madame, ich habe hier weder Feſte, noch Cavalcaden, noch tunguſiſche Schönheiten vorgefunden. Was ſollten wir hier auch mit ſolchen Raritäten anfangen, oder, richtiger geſprochen, was ſollten ſie mit uns beginnen? Wir leben hier mitten in den Wäldern. Unſer Schloß iſt ſehr, ſehr alt, ſieht abends beim Mondenſchein wie ein Geſpenſt aus. Am meiſten gefallen mir an ihm die langen, düſtern Corridors, durch welche der Wind ſtreift. Ich verſichere Ihnen, daß ich bis jetzt weder ein weißes Gewand, noch einen Federhut darin angetroffen habe; aber neulich abends flog mir durch eine zerbrochene Fenſterſcheibe eine Fledermaus ins Geſicht und hätte faſt meine Kerze ausgelöſcht. Das iſt bis jetzt mein einziges Abenteuer geweſen. Und was Sie betrifft, Herr Doctor, ſo thue ich Ihnen zu wiſſen, daß die Verführungskünſte meines Tyrannen mich bis jetzt nicht bezaubert haben, aus dem einfachen Grunde, weil er ſich nicht die Mühe gegeben hat, mir gegenüber ſolche Künſte zu entfalten. Uebrigens imponirt er mir nicht und gefällt mir als Original nicht übel. Auch langweile ich mich nicht. Ich bin zufrieden und genieße der geiſtigen Ruhe, welche eine geregelte Thätigkeit und eine genau abgemeſſene Stellung mit ſich bringt.“

Es war Sonntag, und Gilbert entſchloß ſich zu einem Spaziergang ins Gehölz. Er mochte wol eine Stunde gewandert ſein, als er, im Begriff den Rückweg anzutreten, eine kleine Kindergruppe in ſeltſamem Coſtüm des Weges kommen ſah. Die beiden Aelteſten trugen blaue Gewänder und rothe Mäntel, und auf dem Kopf Pelzmützen mit einer Einfaſſung von Goldpapier. Ein Dritter, Kleinerer, trug ein graues Scapulier, auf welches ſchwarze Teufelchen im Höllenfeuer gemalt waren. Die fünf Letzten waren weiß gekleidet, ihre Schultern mit langen Flügeln aus roſa Gaze verſehen, und in den Händen trugen ſie Palmenzweige.

Als der Zug ihn erreicht hatte, erkannte Gilbert im Einem den von Stephan mißhandelten kleinen Schweinehirten. Der Knabe, welcher

während des Gehens wohlgefällig die Teufelchen in Flammen betrachtet hatte, trat auf Gilbert zu und sagte unaufgefordert: „Ich bin Judas Ischarioth. Dieser hier ist der heilige Petrus, Jener der heilige Johannes. Die Andern sind Engel. Wir gehen ins Dorf, um uns einer großen Procession anzuschließen, welche dort alle fünf Jahre abgehalten wird. Wollen Sie etwas recht Schönes sehen, so kommen Sie mit uns. Ich singe ein Solo, der heilige Petrus auch, und die Uebrigen singen im Chor."

Darauf setzte Judas Ischarioth, Petrus, Johannes und die Engel ihren Gang fort und Gilbert entschloß sich, ihnen zu folgen. Nach einer halben Stunde langte die kleine Caravane im Dorf an, wo sich schon eine beträchtliche Menge von Landbewohnern versammelt hatte. Die Glocken läuteten in hellen Tönen, die Kirchenthüren sprangen auf, und die Procession setzte sich in Bewegung. An der Spitze marschirten Priester, Mönche und Laien beider Geschlechter, welche Kerzen, Kreuze und Banner trugen. Hinter ihnen folgte eine lange Reihe von Kindern, den Kreuzeszug nachahmend. Ein Knabe von zehn Jahren stellte Christus vor. Sein junges Haupt war mit Dornen gekrönt, und unter der Last des hölzernen Kreuzes, welches er auf der Schulter trug, schien er zusammenzubrechen. Ihm zur Seite gingen die beiden Schächer, von denen der eine trotzige Grimassen schnitt, der andere die Augen trotzig zu Boden senkte. Die Drei waren umringt von Kriegsknechten, welche sie durch Geberden insultirten und mit ihren Lanzen bedrohten. Dann kam ein kleines Mädchen, dessen schwarzes Gewand in der Gegend des Herzens von einem Dolch durchbohrt war, und zwölf Apostel gaben der jungen Schmerzensmutter das Geleit. Den Schluß der Procession bildete eine lange Schaar von Engeln, welche, Palmenzweige tragend, ihre Rauchgefäße schwangen. Die Procession umzog den Platz drei Mal und hielt dann still. Die Glocken schwiegen, ein auf einem Gerüst placirtes Orchester ließ eine sanfte, rührende Melodie ertönen, und nach beendigtem Präludium hub der Engelchor einen vierstimmigen Gesang an, welcher Gilbert bis ins Innerste der Seele rührte.

Tiefes Schweigen herrschte in der Menge. Die Männer falteten die Hände, die Frauen knieten. Neben den gebeugten Köpfchen der jungen Christen flatterte das mit Heiligenbildern bemalte Banner.

Weihrauchwölkchen wirbelten empor, und feierlich rauschte im leisen Winde das Laub der majestätischen Ulmen.

Nie hatte Gilbert eine so süße Rührung empfunden. Alles athmete eine so reine, unschuldige Andacht, daß selbst der Skeptiker davon ergriffen werden mußte. Da zischelte, während er sich dieser wonnigen Empfindung hingab, plötzlich eine bekannte Stimme ihm ins Ohr:

„Sie scheinen sich für diese abgeschmackte Comödie sehr zu interessiren!"

Diese Anrede machte auf Gilbert den Eindruck eines grellen Mißtons, welcher die Harmonie eines Concerts stört. Mit einer Bewegung zorniger Ungeduld wendete er sich um und erblickte Stephan. Der junge Mann war abgestiegen, hatte das Pferd seinem Reitknecht überlassen und sich rücksichtslos einen Weg durch die andächtige Menge gebahnt.

Gilbert maß den Unverschämten für einen Moment mit strengen Blicken, wendete sich dann wieder zur Procession und suchte vergeblich die Anwesenheit Stephan's, welchen er seit dem Abenteuer beim Brunnen nicht wieder gesehen, zu vergessen. Aber je strenger er blickte, je ungeduldiger seine Geberden wurden, desto hartnäckiger zischelte der boshafte Knabe ihm seine beißende Kritik ins Ohr.

Gern hätte Gilbert sich entfernt, aber die Menge war so dicht, daß nicht daran gedacht werden konnte; so sah er sich denn gezwungen, den Giftstrom in seine Ohren träufeln zu lassen, und Stephan schien im glänzenden Erfolg seiner Malice eine unendliche Befriedigung zu finden. Sobald die Procession sich wieder in Bewegung setzte, profitirte indeß unser Freund von der entstehenden Verwirrung und verlor sich in der Menge, unter welcher die forschenden Augen Stephan's ihn nicht wieder erspähen konnten.

Rasch schlug er den Heimweg durchs Gehölz ein, verwünschte den boshaften Störer von ganzem Herzen und zog dann Goethe's Abhandlung „Ueber die Metamorphose der Pflanzen" hervor. Kaum aber hatte er sich in diese fesselnde Lectüre vertieft, als er hinter sich das Wiehern eines Pferdes hörte. Sich umdrehend, gewahrte er Stephan, der auf seinem stattlichen Rappen daher galloppirt kam, auf zehn Schritt gefolgt von seinem Reitknecht. Die erste Regung Gilbert's war, sich ins Gebüsch zu werfen; aber er wollte Stephan nicht den Glauben

einflößen, daß er ihn fürchte, und setzte langsam seine Wanderung fort. Bald hatte Stephan ihn erreicht und sagte, sein Pferd in Schritt bringend:

„Wissen Sie auch, mein Herr, daß Sie nicht sehr höflich sind, indem Sie mich ohne Abschied verlassen? Sie sind ein merkwürdiger Kauz und scheinen der ersten Elemente einer guten Lebensart zu entbehren."

Ruhig antwortete Gilbert: „Wie konnten Sie etwas anderes erwarten, junger Herr? Als ich zum ersten Mal das Vergnügen hatte, Ihre Bekanntschaft zu machen, waren Sie so liebenswürdig und zuvorkommend, daß ich vollauf genug daran hatte."

„Sie sind nachträgerisch, Herr Secretair! Haben Sie jenes kleine Abenteuer noch immer nicht vergessen?"

„Sie haben sich keine Mühe gegeben, mir das Vergessen zu erleichtern."

„Es ist wahr, ich hatte Unrecht!" sagte Stephan mit beißendem Hohn. „Warten Sie einen Augenblick. Ich steige vom Pferd, werfe mich hier, mitten auf dem Wege, vor Ihnen in den Staub und sage mit meckernder Stimme: Es thut mir leid, ich bin zerknirscht, ich bin in Verzweiflung! — Aber weshalb? Was soll ich Ihnen abbitten? Täuscht mich die Erinnerung nicht, so begannen Sie den Streit, indem Sie Ihren Stock gegen mich erhoben."

„Das ist nicht wahr!" erwiderte Gilbert entrüstet. „Ich begnügte mich damit, Ihren Peitschenhieb zu pariren."

„Ich wollte Sie nicht schlagen," antwortete Stephan ungestüm. „Und überdies lassen Sie sich ein für alle Mal gesagt sein, daß wir einander nicht gleichstehen. Hätte ich Sie auch herausgefordert, so wäre es doch eine Niederträchtigkeit von Ihnen gewesen, nur einen Finger gegen mich aufzuheben!"

„Das ist doch stark!" rief Gilbert, laut auflachend. „Und warum, mein kleiner Freund?"

„Weil — weil —" stammelte Stephan. Plötzlich schwieg er. Ein Ausdruck unaussprechlicher Traurigkeit überflog sein Gesicht, seine Stirn zog sich zusammen, seine Augen wurden starr. So hatte der Anfall bei ihrem ersten Zusammentreffen begonnen, und schnell machte

in Gilbert wieder wie damals der Zorn dem Mitleid Raum. Endlich brachte Stephan mühsam die Worte hervor:

„Damals war ich krank; es überkommt mich zuweilen so, und den Kranken ist man Rücksichten schuldig.“

Gilbert begnügte sich mit der Bemerkung, daß Herr Stephan, wenn er sich krank fühle, lieber das Zimmer hüten möge. Während einiger Minuten setzten sie schweigend ihren Weg fort; dann rief Stephan, welcher mittlerweile wieder Herr seiner selbst geworden war, in cavaliermäßigem Tone:

„Wie schade, daß Sie das Fest so früh verließen! Wären Sie bis zum Ende geblieben, so hätten Sie auch Christus und seine Mutter plärren hören.“

„Genug davon,“ unterbrach ihn Gilbert. „Ich kann Ihren geistreichen Scherzen keinen Geschmack abgewinnen.“

„Pedant!“ murmelte Stephan zwischen den Zähnen. Dann fuhr er lebhaft fort:

„Gerade weil ich die Religion achte, will ich sie nicht durch solche Fratzen entheiligt sehen. Macht ein wirklicher und leibhaftiger Engel mir seine Aufwartung, so bin ich bereit, ihm meine Reverenz zu erzeigen; aber hängen diese kleinen bäuerischen Diebe, Lügner und Canaillen sich Flügel an, so möchte ich ihnen ins Gesicht speien. Spitzbuben sind sie, geborne Schurken, alle zusammen, und so war, so ist die ganze Sippschaft.“

„Das sind sehr alte Worte von so jungen Lippen,“ erwiderte Gilbert traurig. „Es scheint mir fast, liebes Kind, als wiederholten Sie da eine auswendig gelernte Lection.“

„Und was wissen Sie von meinem Alter?“ schrie Stephan wüthend. „Wonach schätzen Sie dasselbe ab? Ist das Gesicht eine Thurmuhr, welche die Stunden und Minuten des Lebens anzeigt? Nun ja, ich zähle erst sechszehn Jahre, aber dennoch habe ich mehr gelebt als Sie. Ich bin keine Bibliothekenratte und schöpfe meine Menschenkenntniß nicht aus schweinsledernen Folianten; aber die Vorsehung hat, Gott sei Dank, meine Erziehung dadurch begünstigt, daß sie mir Exemplare aller Menschengattungen vorführte, und ich weiß, daß im Grunde alle Menschen einander gleichen. Ich verachte sie alle, alle, ohne Ausnahme!“

„Ich statte Ihnen den verbindlichsten Dank ab, in meinem Namen und in dem Ihres Reitknechts.“

„Kümmern Sie sich nicht um meinen Reitknecht. Dem hab' ich schon hundert Mal auf Russisch gesagt, daß ich ihn verachte, und er befindet sich darum nicht weniger wohl. Wird er nur gut gebettet, gefüttert und gekleidet, was kümmert ihn dann meine Verachtung? Und überdies müssen Sie wissen, daß Iwan nicht mein Reitknecht, sondern mein Kerkermeister ist. Ja wol, ich bin ein Gefangener. Zwei Mal wöchentlich darf ich in diesem Gehölz Luft schöpfen, und Iwan bewacht mich. Durchsuchen Sie seine Taschen, und Sie werden Handschellen darin finden.“

„Das glaube ich nicht,“ erwiderte Gilbert, nachdem er das offne, gutmüthige Gesicht des Leibeignen gemustert hatte.

„Da zeigt sich wieder der Bücherwurm!“ rief Stephan verächtlich. „Das abenteuerlichste Zeug glauben Sie, wenn vergilbte Pergamente es Ihnen sagen, und die einfachsten Dinge, welche das Leben bietet, betrachten Sie als absurde Wundergeschichten.“

„Ereifern Sie sich nicht. Die Handschellen Iwan's sind kein Glaubensartikel, und man kann an ihnen zweifeln ohne dadurch für den Scheiterhaufen reif zu werden. Ueberdies muß ich gestehen, daß Ihr braver Diener sich schlecht zum Kerkermeister zu eignen scheint. Jedenfalls hält er seinen Gefangenen nicht sehr kurz, denn neulich —“

„Neulich,“ unterbrach ihn Stephan, „beging ich eine Thorheit. Zum ersten Mal machte ich mir ein Vergnügen daraus, die Wachsamkeit Iwan's zu täuschen. Es war ein Versuch, aber derselbe ist mir schlecht bekommen und ich habe keine Lust, ihn zu wiederholen. Wollen Sie mit eignen Augen sehen, was dies hübsche Abenteuer mir eingebracht hat?“

Und den rechten Aermel seiner schwarzsammetnen Blouse zurückstreifend, zeigte er ein feines, zartes Handgelenk mit einem rothen Kreis, welcher nur von der längeren Reibung eines Eisenringes herrühren konnte. Gilbert konnte einen Ruf des Staunens und Mitleids nicht unterdrücken und bereute seine harten Worte.

„Vierzehn Tage wurde ich an der Kette gehalten, in Oublietten, welche ich nie wieder zu verlassen glaubte, und da hab' ich viel gedacht. Ach ja, Sie hatten Recht, als Sie behaupteten, ich wiederhole eine

eingelernte Lection. Das zierliche Armband an der rechten Hand war ein Lehrer, welcher mir viel zu denken gab und dessen Vorträge ich Ihnen getreulich wiederholte!“ Dann sich plötzlich unterbrechend, fuhr er düster und sein Barrett über die Stirn drückend, fort: „Ich lüge! Die Wahrheit ist, daß ich sanft wie ein Lamm, geschmeidig wie ein Handschuh aus dem Kerker hervorgegangen bin, und bereitwillig tausend Niederträchtigkeiten begehen würde, um seine Schrecken nicht noch einmal kosten zu müssen. Ich bin ebenso feig wie die Andern, und sagte ich Ihnen, daß ich Alle, Alle verachte, so glauben Sie nur nicht, daß ich dabei eine Ausnahme zu meinen eignen Gunsten mache.“

„Ich nehme Ihre Worte für das, was sie werth sind,“ sagte Gilbert bewegt. „Sie mögen trübe Erfahrungen gemacht haben, aber Ihre Eindrücke sind die eines jungen Menschen, bei dem die Vernunft noch nicht zur Reife gediehen ist. Andern Kindern gaukelt die lebhafte Phantasie rosige, Ihnen aber düstere Bilder vor. Armes Kind, Sie dauern mich!“

Der väterliche Ton, in dem diese Worte gesprochen wurden, kränkte Stephan tief. Er warf den Kopf zurück, betrachtete Gilbert mit verächtlichen Blicken, und wollte schon davongalloppiren, um sich der Nähe des unerträglichen Schulmeisters zu entziehen, als ein Blick über den Weg plötzlich seine üble Laune verscheuchte. Von weitem kamen Wilhelm und seine Kameraden, welche vom Fest nach ihrem Weiler zurückkehrten.

„Kommt, Kinder, kommt schnell!“ rief Stephan, sich in den Steigbügeln emporrichtend. „Schnell, meine Lämmchen! Ich habe Euch etwas von der höchsten Wichtigkeit zu sagen!“

Als die Kinder im Rufenden Stephan erkannten, standen sie still und hielten Rath unter einander. Die brutalen Unverschämtheiten des jungen Russen hatten ihm einen üblen Ruf eingebracht, und die kleinen Bauern machten gern einen langen Umweg, um nicht mit seiner gefürchteten Peitsche in Berührung zu kommen.

Als die drei Apostel und die fünf Engel Kriegsrath gehalten hatten, beschlossen sie, den Rückzug anzutreten. Aber Stephan zog eine große lederne Börse aus der Tasche hervor, schwang sie in der Luft und rief:

„Hier ist Geld zu verdienen! Kommt, liebe Kinder! Ihr sollt mit mir zufrieden sein!“

Das war eine starke Versuchung, welche aber doch nicht die Furcht überwog. Da hatte Stephan den glücklichen Einfall, seine Peitsche auf einen Baum zu schleudern, und das brachte den gewünschten Effect hervor. Langsam, zögernd näherten sich die Kinder; nur Wilhelm, welcher seinen Groll nicht bemeistern konnte, schlug einen Seitenpfad ein und verschwand im Gebüsch.

Einige Schritte von Stephan entfernt stand die Kindergruppe still. Die Kleinsten verkrochen sich, so gut es ging, hinter die Größeren. Alle senkten die Köpfe und bissen auf die flatternden Enden ihrer Gürtel, während sie dann und wann verlangende Blicke auf die hoch emporgehaltene Börse warfen. In pathetischem Tone hub Stephan an:

„Heiliger Petrus, heiliger Johannes, und Ihr fünf Engelchen des Himmels, hört mir aufmerksam zu. Ihr habt heut schöne Sachen zur Ehre des lieben Gottes gesungen, und er wird Euch in jenem Leben dafür belohnen; aber ich werde Euch, wenn Ihr mir einen kleinen Dienst erweist, sofort Euren Lohn geben. Jeder von Euch bekommt einen blanken preußischen Thaler, wenn er fein und säuberlich die Spitze meines Fußes küßt. Ich wiederhole, Jeder, der das thut, bekommt sofort einen preußischen Thaler und gewöhnt sich ohnedies an eine Praxis, welche im Leben häufig geübt wird, denn nur so kommt man durch die Welt.“

Die Kinder starrten ihn mit offenem Munde an.

„Hei, wie schön das klingt, Ihr lieben Kinderchen!“ rief Stephan, die Börse schüttelnd. „Nichts auf der Welt geht über diesen Ton. Nachtigallen und Lerchen krächzen dagegen! Kommt, Ihr holden Engel! Einmal muß doch begonnen sein, und in Zukunft wird es Euch leichter werden!“

Noch immer waren die Kinder unentschlossen. Die kleinen Gesichter wurden feuerroth, und ihre Augen befragten sich untereinander. Endlich machte der Jüngste und Hübscheste den Anfang.

„Der Herr hat einen Sparren zu viel,“ sagte er zu seinen Kameraden. „Immerhin ist es nur ein Scherz, und der Thaler ist leicht verdient.“ Damit drückte er einen dicken Kuß auf den Schuh Stephan's. Jetzt war das Eis gebrochen; alle folgten seinem Beispiel,

der eine mit saurem Gesicht, der andere lachend. Stephan klatschte triumphirend in die Hände, zog nach beendigter Procedur sieben Thaler aus der Börse und warf sie verächtlich auf den Weg.

„Da, meine Herren Apostel und Seraphe!“ rief er mit donnernder Stimme. „Sammelt schnell Euer Lumpengeld auf und packt Euch fort! Vergeßt nicht, Euren Eltern die glorreiche Leistung zu erzählen, durch welche Ihr Euch dies Almosen erbettelt habt!“

Die Kinder eilten fort, und Stephan sagte, zu Gilbert gewendet, mit verschränkten Armen:

„Nun, Herr Schulmeister? Was denken Sie davon?“

Gilbert hatte der Scene mit einer aus Traurigkeit und Ekel gemischten Empfindung zugeschaut. Alles hätte er darum gegeben, wenn die Kinder der unverschämten Laune Stephan's widerstanden hätten, und jetzt konnte er sich nur bemühen, seinen Verdruß zu verbergen.

„Was wird dadurch bewiesen?“ fragte er trocken.

„Nun, es scheint mir, daß recht viel dadurch bewiesen wird; unter anderm: daß es sehr abgeschmackte Rührungen gibt, und daß gewisse Schulmeister von meiner Bekanntschaft, welche Moral predigen wollen —“

In diesem Augenblick flog ihm ein von kräftiger Hand geschleuderter Kieselstein aus Ohr und warf ihm das Barrett vom Kopf. Er zitterte, stieß einen Wuthschrei aus, und seinem Pferde die Sporen in die Weichen drückend, sprengte er ins Gebüsch. Gilbert raffte die Mütze auf und gab sie Iwan. Dieser sagte: „Ihm verzeihen müssen. Armes Kind krank.“ Und schnell folgte er seinem jungen Herrn.

Gilbert eilte ihnen nach. Als er sie eingeholt hatte, war Stephan vom Pferde gestiegen und stand mit geballten Fäusten vor einem Kinde, welches, von angestrengtem Laufen erschöpft, am Fuße eines Baumes zusammengebrochen war. Es war Wilhelm. Traurig betrachtete er die beschädigte Malerei des Scapuliers, ohne anders als durch eintönige Silben von den Drohungen Stephan's Notiz zu nehmen.

„Du bist in meiner Gewalt!“ sagte zuletzt der junge Mann. „Aber ich werde Dich begnadigen, wenn Du mir auf den Knieen Abbitte leistest.“

„Das fällt mir gar nicht ein,“ erwiderte das Kind, sich erhebend.

„Ich habe Ihnen nichts abzubitten. Sie haben mich mit Ihrer Peitsche geschlagen und ich hatte geschworen, mich an Ihnen zu rächen. Ich zielte auf Ihr Barrett und wußte, daß ich nicht fehlen würde. Es hat Sie wüthend gemacht, und damit sind wir quitt. Jetzt verspreche ich Ihnen, Sie nicht mehr mit Steinen zu werfen, vorausgesetzt, daß Sie versprechen, mich nicht wieder zu schlagen."

„Das ist ein billiger Vorschlag," sagte Gilbert.

„Ihr Rath ist nicht verlangt worden, mein Herr!" unterbrach ihn Stephan hochmüthig. Und an Iwan gewendet, fuhr er fort:

„Iwan, lieber Iwan, dies Mal mußt Du mir gehorchen. Du weißt, Dein Herr liebt mich nicht, aber er will nicht, daß Andere mich insultiren; das ist ein Recht, welches er sich selbst vorbehält. Steige vom Pferde und zwinge den kleinen Schurken, mich knieend um Verzeihung zu bitten."

Iwan schüttelte den Kopf. „Sie zuerst schlagen — warum Verzeihung bitten?"

Vergebens erschöpfte sich Stephan in Bitten und Drohungen. Der Leibeigene blieb unbeugsam. Unterdessen näherte sich Gilbert dem kleinen Wilhelm und flüsterte ihm ins Ohr:

„Lauf schnell fort und erinnere Dich Deines Versprechens, sonst bekommst Du's mit mir zu thun."

Stephan sah ihn entfliehen und wollte ihm nachstürzen, aber Gilbert vertrat ihm den Weg.

„Iwan!" schrie Stephan, die Hände ringend; „reiß diesen unverschämten Menschen fort!"

Iwan schüttelte abermals den Kopf. „Nix thun. Junger Franzos brav. Hat gut Gesicht und liebt Kinder."

Die bitterste Verzweiflung malte sich auf Stephan's Gesicht. Seine Lippen zitterten. Sein düsterer Blick schweifte bald auf Iwan, bald auf Gilbert. Dann sagte er mit erstickter Stimme zu sich selbst:

„Weh mir! Ich bin wehrlos wie ein Wurm, und Niemand achtet meine Schwäche!"

Gesenkten Hauptes ging er auf sein Pferd zu, stieg in den Sattel und ritt langsam durchs Gebüsch zurück. Als er wieder auf dem Wege war, sagte er, Gilbert fest anblickend:

„Herr Secretair, mein Vater citirt häufig den Diplomaten, welcher

ſagte, alle Menſchen ſeien käuflich, es handle ſich nur um den Preis. Leider bin ich nicht reich genug, um Sie zu kaufen, denn Sie koſten wol mehr als einen preußiſchen Thaler. Wenn Sie aufs Schloß kommen, ſo wiederholen Sie dem Grafen Koſtia gewiſſe Bemerkungen, welche ich gegen Sie fallen ließ. Er wird Ihnen dafür unendlich dankbar ſein. Vielleicht ernennt er Sie zu ſeinem Hof-Spion und verdoppelt Ihren Sold. Es iſt immer das einträglichſte Gewerbe, dem Teufel Kerzen zu brennen, und Sie werden damit Wunder verrichten."

Und Gilbert ſeinen Gruß zunickend, ſprengte er davon.

„Armer Gilbert!" ſagte dieſer zu ſich ſelbſt. „Mehrere Jahre deines Lebens ſollſt du zubringen in der Geſellſchaft eines Tyrannen, der ſelten, und eines Opfers, welches nie liebenswürdig iſt." Und dennoch konnte er ſich eines lebhaften, ja wohlwollenden Intereſſes für das Opfer nicht erwehren.

Als Gilbert wieder beim Schloß ankam, ging Herr von Leminof auf der Terraſſe ſpazieren und winkte den Secretair ſchon von weitem zu ſich heran. Indem ſie ſo mit einander auf und ab gingen, nahm Gilbert die Gelegenheit wahr, den Vater Stephan's noch ſchärfer als bisher zu beobachten, und er fand in ſeinen Augen etwas unnennbar Kaltes und Schroffes. Uebrigens war der Graf noch nie ſo liebenswürdig gegen ihn geweſen und betrachtete ihn, während er im leutſeligſten Ton mit ihm ſprach, mit wohlwollenden Blicken.

Sie mochten ſich wol eine Viertelſtunde lang unterhalten haben, als das Klingeln einer Glocke das Diner ankündigte, und der Graf Koſtia führte Gilbert in das Speiſezimmer. Es war ein großes, gewölbtes, mit ſchwarzem Eichenholz getäfeltes und nur durch drei ſchmale, halbrunde Fenſter erhelltes Gemach. Die Decke war mit alten Malereien verſehen, welche Scenen aus der Offenbarung Johannis vorſtellten. In der Mitte ſah man das ſiebenhörnige Lamm auf dem Thron, umringt von den vierundzwanzig weiß gekleideten Genien. An den Wänden waren die Malereien dermaßen verwiſcht, daß man kaum noch die Gegenſtände erkennen konnte. Hier und da ſah man Engelflügel, Trompeten, Arme ohne Hände, Bruſtbilder ohne Kopf, Kronen, Sterne, Pferdemähnen, Drachenſchwänze, und dies

alles bildete eine schrecklich unheimliche Hieroglyphenschrift. Jedenfalls war es eine seltene Decoration für ein Eßzimmer.

Zu dieser Tageszeit verbreiteten die drei schmalen Kirchenfenster nur ein nothdürftiges Licht, und drei broncene, an eisernen Ketten von der Decke herabhängende Lampen quälten sich ab, dem einem Grabgewölbe ähnlichen Zimmer einen etwas heitern Anstrich zu geben. Unter diesen drei Lampen war eine lange Tafel gedeckt, an der zwanzig Zechbrüder bequem Platz gefunden hätten. Am einen Ende befanden sich im Halbkreis drei Gedecke und drei Maroquinstühle; am andern Ende leistete ein viertes Gedeck einem einfachen Holzschemel Gesellschaft. Der Graf setzte sich und winkte Gilbert, ihm zur Rechten Platz zu nehmen; dann fragte er, seine Serviette entfaltend, in trockenem Ton seinen Kammerdiener: „Wie kommt es, daß mein Sohn und Pater Alexis noch nicht hier sind?“ Einen Augenblick darauf öffnete sich die Thür und Stephan erschien auf der Schwelle. Gesenkten Blickes durchschritt er den Saal, und sich zur kalten, schmalen Hand, welche der Vater ihm entgegenstreckte, niederbeugend, berührte er, ohne den Grafen anzusehen, die Hand mit seinen Lippen. Dies Zeichen kindlicher Ehrfurcht mußte ihm große Ueberwindung kosten, denn wiederum ergriff ihn das nervöse Zittern, welches Gilbert schon zwei Mal an ihm wahrgenommen. Gilbert konnte sich des Gedankens nicht erwehren: Dieser Kuß, mein Junge, rächt die Engel und Apostel für die Demüthigung, welche Du ihnen angedeihen ließest! — Der junge Mann schien Gilbert's Gedanken zu errathen, denn er warf ihm einen wüthenden Blick zu. Dann setzte er sich zur Linken seines Vaters und blickte, unbeweglich wie eine Statue, auf seinen Teller.

Noch immer ließ der Pater Alexis sich nicht sehen, und schon warf der Graf ungeduldig seine Serviette auf den Tisch, um ihn zu holen, als die Thür sich öffnete und Gilbert ein bärtiges, von Angst und Verlegenheit verzerrtes Gesicht erscheinen sah. Erhitzt und athemlos warf der Pope einen forschenden Blick auf seinen Herrn und Gebieter, sah dann auf den leeren Schemel und wäre offenbar gern unter den Tisch gekrochen.

„Pater Alexis, bei Ihren ewigen Pinseleien vergessen Sie sich selbst!“ rief der Graf Leminof, indem er sich wieder setzte. „Sie wissen, daß ich nicht warten mag. Die sonderbaren Meisterwerke, mit denen

Sie die Mauern meiner Kapelle ſchmücken, flößen mir allerdings eine grenzenloſe Bewunderung ein; fahren Sie aber fort, Ihrer närriſchen Leidenſchaft für dieſe Schmierereien die mir ſchuldige Ehrfurcht zum Opfer zu bringen, ſo laß ich eines ſchönen Tages den ganzen Quark drei Mal überkalken!“

Der am ganzen Körper zitternde Pater Alexis hob bei dieſer Verunglimpfung ſeiner edlen Kunſt Augen und Arme zur Decke empor, gleich als wollte er das gekrönte Lamm und die vierundzwanzig Genien für die ihm widerfahrene Unbill zeugen laſſen. Dann ließ er ſchnell die Arme wieder ſinken, ſteckte den Kopf zwiſchen die Schultern und machte ſich möglichſt klein, wie die Schildkröte, welche in ihre Schaale zurückkriecht und ſelbſt dort noch einen zu großen Raum einzunehmen fürchtet.

„Nun, was ſollen dieſe Grimaſſen? Sollen wir bis morgen auf Ihren Segen warten?“

Der Graf rief dieſe Worte mit der Stimme eines Corporals, der ſeinen Recruten commandirt. Der Pater that einen Satz als hätte er einen Peitſchenhieb bekommen, und ſtieß in der Haſt, den Schemel zu erreichen, gegen die Tiſchecke. Einen Schmerzensſchrei unterdrückend, rieb er ſchnell die getroffene Stelle, warf ſich auf den Schemel und murmelte mit näſelnder, kaum verſtändlicher Stimme ſein Tiſchgebet, worauf Jeder das Zeichen des Kreuzes machte und das Eſſen ſervirt wurde.

Eine ſonderbare Rolle iſt hier der Religion zugetheilt! dachte Gilbert. Man führt keinen Biſſen an die Lippen ohne ihn vorher durch ſie weihen zu laſſen, und doch verbannt man ſie wie einen Ausſätzigen, deſſen unreine Berührung man fürchtet, an das äußerſte Ende des Zimmers!

Der Pater Alexis war ein braver Mann, welcher nur zwei ſcharf ausgeprägte Fehler hatte. Einerſeits war er den Genüſſen der Tafel über die Gebühr ergeben, andererſeits hielt er ſich für einen großen Künſtler. Gewiß iſt es, daß er im Eſſen und Trinken Außerordentliches leiſtete, und daß es für ihn nur einiger Stunden bedurfte, um fünf Quadratfuß mit Frescomalereien zu bedecken. In letzterer Beziehung zollte Iwan ihm eine unbegrenzte Bewunderung, und mit Niemandem unterhielt er ſich denn auch lieber über die Geheimniſſe der

edlen Kunst, als mit dem gutmüthigen Leibeigenen. Heute hatte er den weißen Bart eines ungeheuren Noah gemalt und war so in Bewunderung desselben versunken gewesen, daß er die Glocke nicht läuten hörte. Daher das Mißgeschick, welches ihm so bittere Vorwürfe eintrug.

Anfangs schwieg der Graf, gleich als wollte er Gilbert Zeit lassen, sich zu orientiren; als aber der erste Gang beseitigt war, knüpfte er eine lebhafte Unterhaltung mit seinem Secretair an und befleißigte sich ihm gegenüber, wie soeben auf der Terrasse, einer studirt achtungs-, ja geradezu liebevollen Weise. Aus dem Ton seiner Stimme, aus den wohlwollenden Blicken, mit denen er die Worte begleitete, aus der aufmerksamen Miene, mit der er seinen Antworten entgegensah, aus allem ging hervor, daß er große Stücke auf ihn hielt. Darin war offenbar Absicht; Stephan und Alexis wurde damit die feierliche Notiz gegeben, daß der neue Ankömmling ein bevorzugtes Wesen, gewissermaßen der Premierminister des Despoten, sei. Der Pater Alexis konnte, wie emsig er auch mit seinem Mahl beschäftigt war, doch nicht umhin, bewundernde Seitenblicke auf Gilbert zu werfen. Nie zuvor hatte der Graf Kostia einem irdischen Wesen eine solche Aufmerksamkeit erwiesen. Allerdings hielt er viel von seinem Affen, Namens Solon; aber in der Sorgfalt, welche er diesem widmete, war das Gefühl der Achtung lange nicht in demselben Grade ausgeprägt, und mit gerechtem Staunen betrachtete daher der Pater das wunderbare Thier, welches Solon bei seinem Herrn auszustechen drohte. Gilbert seinerseits beobachtete Stephan und fühlte, daß zwischen diesem und ihm selbst sich von Secunde zu Secunde eine tiefere Kluft ausbreitete. Stephan aber schien nichts zu bemerken; seine Augen waren so stumm wie seine Lippen.

In seinem Gespräch legte der Graf eine lebhafte Vorliebe für den Absolutismus und eine wahrhaft ketzerische Geringschätzung der Frauen an den Tag. „Seien wir aufrichtig," sagte er unter anderm. „Wir sind ja hier unter Männern und brauchen also der faden Galanterie unserer Zeit nicht Rechnung zu tragen. Können Sie leugnen, daß das Weib ein untergeordnetes, aus lauter Schwächen zusammengesetztes Wesen ist? Mein Gott, ich will diesen Geschöpfen aus ihrer Eitelkeit und Beschränktheit keinen Vorwurf machen; sie sind nun einmal so

organisirt und können nichts dafür. Der Unsinn aber ist, daß, während die Natur sie nur als Mittel zur Fortpflanzung der Race bestimmt hat, sie sich fortwährend als Zweck betrachten. Die Töchter Eva's haben kein Recht, ihrer selbst wegen zu leben, und der passendste Platz für sie ist der türkische Harem!"

Herr Leminof entwickelte dies anmuthige System nicht nur lebhaft, sondern mit Leidenschaftlichkeit. Gilbert dachte bei sich, daß eine solche Sprache dem Andenken der seligen Frau von Leminof nur einen sehr mittelmäßigen Tribut zolle.

„Das Amüsanteste ist noch" — sagte der Graf zum Schluß — „daß diese Creaturen, während man sie verzieht und ihnen eine Stellung anweist, die ihnen in keiner Weise gebührt, sich noch für vernachlässigt halten. Hört man sie reden, so muß man glauben, sie schmachteten unter einem unerträglichen Joch. Sie haben eine solche Herrsch- und Putzsucht, daß sie Sonne, Mond und Sterne in ihren Fingerring fassen möchten, und da gibt es noch sogenannte Fortschrittsfreunde, die ihre Anmaßungen unterstützen! Das sind dieselben Männer, welche für die Abschaffung der Quarantaine wirken, denn die Befreiung der Frauen und die Emancipation der Pest — das ist ganz dasselbe. Mein lieber Gilbert, Sie sind ja ein vernünftiger Mann; trinken Sie mit mir einen Toast auf die türkischen Harems!"

„Amen!" rief der Pater Alexis, welcher nur das Wort Toast gehört hatte und dadurch electrisirt ward, denn nie weigerte er sich, eine Gesundheit zu trinken. Sein enthusiastischer Ruf wendete ihm die Aufmerksamkeit des Grafen zu.

„Der Pater Alexis ist ganz meiner Meinung," sagte er zu Gilbert, „und er hat allen Grund dazu. Bitten Sie ihn, Ihnen die Geschichte seiner Liebe zu erzählen."

„Ich fürchte, die Erzählung würde den vortrefflichen jungen Mann nicht interessiren," warf der Pater schüchtern ein.

„Befleißigen Sie sich eines andern Tones!" erwiderte der Graf streng. „Herr Gilbert Savile ist nicht nur ein vortrefflicher junger Mann, sondern auch ein ganz ausgezeichneter Gelehrter, dessen Character und Talent ich überaus hoch schätze, und den ich als mein zweites Ich respectirt wissen will!"

Meine Stellung wird immer klarer — ich bin der Günstling des

Tyrannen! dachte Gilbert, und sah über die Lippen des unbeweglichen Stephan ein schwaches Lächeln fliegen, welches zu sagen schien: Dachte ich's doch!

„Nun, ehrwürdiger Vater, lassen Sie uns nicht länger warten und geben Sie Ihre Geschichte zum Besten. Rasch, auf der Stelle, oder ich erzähle sie auf meine Weise!"

Der Pater gehorchte. Melancholisch schielte er nach den Schüsseln, denen er seiner Meinung zufolge noch nicht volle Gerechtigkeit hatte widerfahren lassen, und hub dann mit meckernder Stimme seine Erzählung an. Dieselbe war einfach genug. Er hatte das Unglück gehabt, eine coquette Person zu heirathen, welche ihn schrecklich maltraitirte und zu ihrem Sclaven herabwürdigte. Mit einer Ausführlichkeit, welche Gilbert degoutirte, schilderte der heilige Mann seine Leiden, ohne zu ahnen, daß er sich dadurch compromittirte. Eben schickte er sich an, mit lehrreichen Reflexionen zu schließen, als er sah, daß der Graf Leminof eingeschlafen sei. Diesen glücklichen Umstand benutzend, brach er schnell ab und machte sich an eine Schüssel mit Feigen, welche er während der ganzen Zeit sehnsüchtig betrachtet hatte.

Tiefe Stille herrschte im Zimmer, nur unterbrochen durch das tactmäßige Geräusch der geistlichen Kinnbacken. Stephan stützte die Ellenbogen auf den Tisch. Seine melancholisch-träumerische Haltung, sein gebeugtes, in der rechten Hand ruhendes Haupt, sein schwarzes Wamms ohne Kragen, welches einen Hals von tadelloser Weiße sehen ließ, die reinen, zarten Umrisse des schönen Gesichts, der feine Mund mit etwas eingezogenen Winkeln — alles dies erinnerte an das von Raphael selbst gemalte Bild Raphael's. Unsern Freund überflog beim Anblick dieser engelsschönen, aber marmorstarren Gestalt ein Grausen, und von der mit geheimnißvoller Schwermuth gekrönten Stirn schweifte sein Blick zum Priester. Eine unsägliche Traurigkeit zog in sein Herz. Nichts um ihn her flößte ihm Sympathie ein, nichts versprach seiner Seele einen fühlenden Genossen. Ihm zur Linken die zurückgelehnte, bärtige Gestalt eines Tyrannen, dessen Gesicht der Schlummer noch abschreckender machte, ihm gegenüber ein junger, ins Leere starrender Menschenfeind; zu seiner Rechten ein alter Epicuräer, den der Genuß von Feigen für alles tröstete — über seinem Haupte die Ungeheuer der Offenbarung. Wie kalt, wie grabähnlich dieser gewölbte Saal war!

Man athmete eine Kellerluft; die Ecken waren in tiefes Dunkel gehüllt; alles war düster und traurig. Endlich drangen noch schreckliche Töne von draußen herein; es hatte sich ein wüthender Orkan erhoben, und seinem Heulen und Tosen antwortete das Geschrei der Eulen.

Plötzlich kam ihm die Ahnung, daß der Schlummer des Grafen nur eine List sei, um vielleicht die Zunge seiner Gefährten zu lösen. Er fürchtete, Stephan möchte sich ein unvorsichtiges Wort über ihre Begegnung entschlüpfen lassen, und hielt es für das Rathsamste, sich gleichfalls schlafend zu stellen. Diese interessante Situation dauerte geraume Zeit und wurde Gilbert einigermaßen lästig, bis endlich zum Glück der Pater Alexis, welcher eben seine letzte Feige expedirt hatte, einen Seufzer der Befriedigung ausstieß. Das war für den Grafen ein genügender Vorwand zum Erwachen. Er richtete sich in seinem Sessel empor, strich mit der Hand über die Augen und ließ den Thee bringen. Als die Tassen geleert waren, drückte er Gilbert freundschaftlich die Hand und verließ den Saal, gefolgt von Stephan und dem Popen.

In seinem Zimmer angelangt, öffnete Gilbert das Fenster, um das majestätische Grollen des Stromes deutlicher vernehmen zu können. In demselben Augenblick rief eine Stimme, welche vom Winde aus der Richtung des großen viereckigen Thurmes zu ihm getragen wurde:

„Herr Großwesir, vergessen Sie nicht, heute dem Teufel einige Extrakerzen zu brennen! Diesen Rath ertheilt Ihnen Ihr treuester Unterthan zum Dank für die tiefen Weisheitslehren, mit denen Sie heute seine Unerfahrenheit beglückt haben!“

So erfuhr Gilbert, daß Stephan sein Nachbar sei, und tröstete sich, indem er das Fenster schloß, mit der Vorstellung, daß der Knabe ohne Flügel nicht zu ihm gelangen könne.

Sechs Wochen nach seiner Ankunft auf dem Geierfels schrieb Gilbert Folgendes in sein Tagebuch:

„Ein Sohn, welcher gegen seinen Vater die Gefühle eines Sclaven gegen seinen Herrn hegt, ein Vater, der seinen Sohn haßt — das sind die traurigen Gegenstände, welche sich hier meinem Studium bieten. Anfangs wollte ich mir einreden, daß Herr Leminof einfach ein kalter, zurückstoßender Character sei; aber damit ist es jetzt vorbei. Der Graf ist ein kranker Geist, eine gequälte Seele, welche sich für irgend ein

Unrecht, welches die Welt ihr vor Jahren zugefügt hat, an ihrer Umgebung rächt. Nicht immer ist er Herr seiner selbst, und läßt er sich gehen, so verrathen seine Worte, seine Bewegungen, seine Züge und Blicke einen unbändigen, mit bitterer Ironie gepaarten Menschenhaß. Anfangs verstellte er sich mir gegenüber; jetzt aber schenkt er mir leider sein Vertrauen und hält eine Verstellung nicht mehr für nothwendig.

„Nichts ist ihm peinlicher, als beobachtet zu werden. Gilbert, habe Acht auf deine Augen, sie sind zu beredt! Neulich, als ich in seinem Cabinet mit ihm arbeitete, wurde er plötzlich zerstreut, starrte träumerisch, düster vor sich hin und sah und hörte nichts mehr. Als er wieder zu sich kam, begegneten seine Blicke den meinigen, die prüfend auf ihm ruhten. „Halt!“ rief er schroff; „erinnern Sie sich unseres Uebereinkommens! Wir sind Beide Egoisten, welche einen Handel mit einander abgeschlossen haben. Egoisten aber sind nicht neugierig und interessiren sich nur für den Nutzen, den sie aus Andern ziehen können.“

„Gestern war ich Zeuge eines scheußlichen Auftrittes. Stephan war mit Iwan ausgeritten, und als zum Mittagsessen geläutet wurde, waren sie noch nicht heimgekehrt. Der Graf ging selbst zum Hofthor, um sie zu erwarten. Seine Lippen waren bleich, und seine rauhe Stimme verrieth, daß ein wüthender Zorn ihn übermanne. Als die Schuldigen endlich erschienen, lief er ihnen entgegen und maß Stephan von oben bis unten mit einem so drohenden Blick, daß das arme Kind an allen Gliedern zitterte; aber nicht über *ihn*, sondern über Iwan sollte sich die Wucht seines Zornes entladen. Und doch hatte der arme Gefangenwärter triftige Entschuldigungsgründe vorzubringen. Das Pferd Stephan's hatte einen Fall gethan, und sich am Knie verletzt, so daß sie langsam heimreiten mußten. Der Graf schien hiervon nichts zu hören. Er machte Iwan ein Zeichen, abzusteigen; dann ergriff er ihn an der Gurgel, riß ihm die Reitpeitsche aus der Hand und prügelte ihn wie einen Hund. Der unglückliche Leibeigene ließ sich züchtigen ohne eine Bewegung zu machen oder einen Schrei auszustoßen; die Idee, zu fliehen oder sich zu vertheidigen, schien ihm nicht in den Sinn zu kommen. An den Platz gebannt, die Augen geschlossen, war er ein lebendes Bild resignirter Knechtschaft, und in der That glaube ich, daß ich während dieser Execution mehr litt als er. Die Kehle schnürte sich mir zusammen, das Blut kochte in meinen Adern. Mein erster Im-

puls war, mich auf den Grafen zu werfen; aber ich nahm mich zusammen, denn eine so gewaltsame Einmischung würde das Loos Iwan's nur verschlimmert haben. Mit flehend ausgestreckten Händen rief ich „Gnade! Gnade!" Der Graf hörte mich nicht. Dann warf ich mich zwischen den Henker und sein Opfer. Starr vor Erstaunen, die Arme regungslos emporhaltend, maß mich der Graf während einiger Secunden mit flammenden Blicken; nach und nach beruhigte er sich ein wenig, und seine Augen nahmen wieder den gewöhnlichen Ausdruck an. „Dies Mal mag es hingehen," sagte er mit dumpfer Stimme; „künftig aber mischen Sie sich gefälligst nicht in meine Angelegenheiten!" Dann ließ er die Reitpeitsche fallen und entfernte sich mit großen Schritten. Iwan hob die in Thränen gebadeten Augen zu mir empor, und seine Blicke verriethen zugleich Zärtlichkeit, Dankbarkeit und Bewunderung. Er bemächtigte sich meiner Hände und bedeckte sie mit Küssen. Dann fuhr er mit seinem Taschentuch über das von Schweiß, Thränen und Blut überströmte Gesicht, und die beiden Pferde beim Zügel nehmend, führte er sie ruhig in den Stall. Ich ging zu Tisch, wo der Graf sich bereits gesetzt hatte; er war so rosiger Laune, daß er sogar einige gutmüthige Neckereien an mich richtete. Es kostete mir große Ueberwindung, ihm zu antworten, denn in diesem Augenblick haßte und verachtete ich ihn so sehr, daß ich's kaum verbergen konnte; dennoch mußte ich den Sieg anerkennen, welchen er über sich selbst errungen, indem er die Strafe Iwan's abkürzte. Nach aufgehobener Tafel ließ er den Leibeigenen zu sich kommen; Gesicht und Hände des armen Burschen waren mit blutenden Narben bedeckt, aber auf seinen Lippen schwebte das gewöhnliche, mir unerklärliche Lächeln. Sein Herr befahl ihm, die Weste auszuziehen und die Hemdärmel aufzukrämpen; er ließ ihn niederknieen, und aus seiner Tasche ein, ich weiß nicht mit welchem Balsam, gefülltes Fläschchen ziehend, verband er die Wunden des Knechtes. Nach beendigter Operation sagte er: „Das hat nichts zu bedeuten, mein Sohn; gehe fort und sündige nicht mehr." Der Leibeigene richtete sich empor und ging hinaus — noch immer lächelnd! Liegt in diesem eigenthümlichen, ja grauenhaften Lächeln ein Uebermaß von Erniedrigung oder Heroismus? Ich kann mir nicht darüber klar werden.

„Trotz meiner tiefen Erschütterung konnte ich während des Anfangs

der Execution das Gesicht Stephan's beobachten. Beim ersten Streich überflog sein Antlitz eine triumphirende Freude; aber als das Blut hervorsprang, wurde er todtenbleich, hob eine Hand an seine Gurgel, wie um einen Schreckensschrei zurückzudrängen, und mit der andern Hand bedeckte er die Augen. Dann konnte er sich nicht länger halten und entfloh so schnell ihn die Füße tragen konnten. Gott sei gelobt — das Mitleid hatte über die Freude, seinen Kerkermeister gezüchtigt zu sehen, den Sieg davongetragen!

„Armer Stephan! Aus dem Grunde meiner Seele beklage ich dies unglückselige Kind! Es gibt in seiner Natur Geheimnisse, die ich nicht zu ergründen vermag; aber was ich sehe, flößt mir das innigste Mitleid ein. Er ist ein lebhafter, großartig angelegter, thatendurstiger Character; er bedarf der Luft, des Lichtes, der Freiheit, der Bewegung. Er besitzt Kräfte, die sich nach einem Wirkungskreis sehnen, Lebenslust, einen Drang nach Glückseligkeit, welcher befriedigt sein will. Er müßte durch die Felder galloppiren, die grünen Prairien durchstürmen, mit vollen Nüstern den wilden Wohlgeruch des Urwalds einschlürfen, seine edle Brust den schäumenden Gewässern brausender Ströme entgegenstemmen. Seine Augen blitzen, seine Ohren richten sich empor wie die eines feurigen Renners. Er möchte fort, fort, ins schrankenlose Weite. Aber ach, seine Füße sind gefesselt, und vor ihm steht drohenden Blickes, die schwere Geißel in der Hand wiegend, der Gebieter. Armer, armer Stephan! Welche Gefangenschaft, welche Einsamkeit! Abgesehen von zwei Spazierritten wöchentlich in der Gesellschaft Iwan's, muß er sein junges Leben einsam im Thurme vertrauern. Was treibt er in diesem Thurm, den er nur zur Mittagsstunde verläßt? Nach seinen Aeußerungen über die Bücher und Bibliotheken zu urtheilen, hat er keinen Hang zum Studium. Womit vertreibt er sich die Zeit? Er schweigt und reibt sich auf!

„Düsteres, schweigendes Kind! Wenn ich dich sehe, wie du am Tische deines Vaters sitzest, da ist es mir als träte der Engel der Jugend zu dir heran, neigte sich zu deinem Ohr herab und flüsterte dir zu: Was hast du mit der frischen Krone gemacht, mit welcher ich deine Stirn schmückte? Wo blieben die Guirlanden, mit welchen ich dein wallendes Haar zierte? Warum ist deine Wange erbleicht, dein Auge hohl? Welcher Todeshauch hat das Lächeln erstickt, das auf deinen

Purpurlippen thronte? Kind, wo blieben deine jugendlichen Reize? Warum wohnt mein Geist nicht mehr in dir? Warum bist du vor der Zeit gealtert? Und dann weisest du stumm auf den an deiner Seite sitzenden Vater, auf den wilden, düstern Urheber deiner Tage, dessen Lippen dir nie lächelten, dessen Arme sich dir nie öffneten, dessen rauhe Stimme für dich nie einen zärtlichen Ton hatte. O, wie beklage ich dich, daß dein Haupt nie auf dem göttlichen Kissen ruhte, welches man das Vaterherz nennt!

„Fast sechs Wochen sind verflossen, seit ich den Knaben kennen lernte, nur einige Augenblicke täglich bringe ich in seiner Gesellschaft zu, und doch kenne ich den Zustand seiner Seele; denn seine Krankheit ist so klar ausgeprägt, daß sie auch dem blödesten Auge erkennlich werden muß, und diese Krankheit läßt sich in wenigen Worten bezeichnen. Stephan ist eine edle Natur, welcher die Poesie und die Religion verschlossene Dinge sind. Armer Junge! Wie kann er die Religion lieben und achten, welche ihm in der Person eines gefräßigen, servilen Pfaffen entgegentritt?

„Aber ist nicht vielleicht Stephan ein lasterhaftes, verderbtes Kind, dessen verworfene Instincte ein mit Recht erzürnter Vater durch die unerbittlichste Strenge im Zaume halten muß? Nein, tausend Mal nein! Um sich davon zu überzeugen, braucht man ihn nur zu beobachten. Seine Physiognomie ist zuweilen hart, geringschätzig; aber nie drückt sich ein niedriger Gedanke, eine frühzeitige Verderbtheit in ihr aus. Auf seiner Stirn thront das Siegel kindlicher Reinheit. Ich hatte Unrecht, wenn ich sagte, es fehle ihm an Poesie und seine Seele habe ihre Jugend eingebüßt; wenigstens hat sie die Fähigkeit behalten, sich von Zeit zu Zeit zu verjüngen; und in solchen Momenten scheint er sogar jünger als er ist. Sein Auge wird dann hell, seine Wangen überfliegt eine sanfte Röthe, und das lieblichste Kindergesicht kommt zum Vorschein. Aber wenn alsdann der Herr erscheint, da erlöschen die Augen, die Wangen werden fahl, die zum Lächeln geöffneten Lippen pressen sich zusammen.

„Nein, sein Zustand ist kein von ihm selbst gewählter; er hat den Drang, glücklich zu sein, und gerade in Kleinigkeiten findet er seine Freude. Er liebt die Blumen und hatte vom Gärtner seines Vaters die Erlaubniß erhalten, selbst ein Beet zu pflegen. Der Graf hatte,

wie es scheint, zu dieser Gunst seine Einwilligung gegeben, aber diese unerhörte Herablassung war nur ein neues Raffinement der Grausamkeit. Seit einiger Zeit brachte Stephan regelmäßig nach dem Diner eine Stunde in seinem kleinen Garten zu; er raufte das Unkraut aus, pflanzte, begoß und überwachte das Wachsen seiner geliebten Zöglinge mit väterlicher Sorgfalt. Gestern, eine Stunde nach der blutigen Geißelung, während der Graf die Wunden Iwan's verband, schlich er auf den Zehenspitzen hinaus. Einige Minuten später spazierte ich unter der Terrasse und sah, wie er mit wichtiger Miene an die Arbeit des Bewässerns ging. Ich war nur einige Schritte von ihm entfernt, als der Gärtner sich, mit einem Spaten in der Hand, näherte und, ohne ein Wort zu sagen, mit dem Instrument zwischen die schöne Verbenen-Partie am einen Ende des Beetes fuhr. Stephan schrak zusammen, warf sich auf ihn und rief: „Elender, was machst Du da?" — „Ich thue was Se. Excellenz mir befohlen haben," antwortete der Gärtner trocken. In diesem Augenblick ging der Graf auf uns zu. Mit den Händen in der Tasche summte er ein Lied, und sein Gesicht trug den wohlwollendsten Ausdruck von der Welt. Stephan streckte ihm die Arme entgegen; aber ein erstarrender Blick tödtete das Wort auf seinen Lippen. Unbeweglich, inmitten der Allee stehend, sah er verzweifelnd zu, wie der unbarmherzige Spaten eine liebliche Blume nach der andern zerstörte. Vergebens suchte er uns seinen Kummer zu verbergen; seine Beine schlotterten, seine Brust wogte krampfhaft; starren Blicks betrachtete er die von ihm liebend gepflegten, jetzt von roher Hand zerstörten Schätze, und dicke Thränen rollten langsam über seine Wangen. Aber als das Werkzeug der Zerstörung auch an eine Gruppe von Akazien, die ihm über alles ging, kam, da konnte er sich nicht länger halten, stieß einen durchdringenden Schrei aus, streckte die Hände gen Himmel und entfernte sich schluchzend. Der Graf sah ihm mit teuflischem Lächeln nach. Ach, wenn dieser Vater seinen Sohn nicht haßt, so weiß ich nicht, wie der Haß sich offenbart. Mittlerweile hatte ich mich zwischen die Akazien und den Spaten, wie eine Stunde früher zwischen Iwan und die Knute, geworfen. Die Verzweiflung Stephan's hatte mich aufs tiefste erschüttert; um jeden Preis wollte ich die Blumen, welche ihm am liebsten waren, vor der Zerstörung retten. Aber das Gesicht des Grafen Kostia Petrowitsch raubte mir

alle Hoffnung. Er schien sagen zu wollen: Noch immer sentimental? Ich könnt' es Ihnen übel vermerken! — „Diese Pflanzen sind so schön," sagte ich. „Warum lassen Sie dieselben zerstören? — „Aha, Sie sind ein Blumenfreund, mein lieber Gilbert!" antwortete er mit diabolischer Malice. „In der That, es freut mich, diese Entdeckung zu machen." Und dann sich zum Gärtner wendend, fuhr er fort: „Setzen Sie diese Blumen sorgfältig in Töpfe und schmücken Sie damit das Zimmer dieses Herrn. Es entzückt mich, ihm diese kleine Freude bereiten zu können." Dann rieb er sich vergnügt die Hände, wendete mir den Rücken zu und summte wieder sein Lied. Offenbar war er mit seinem Tagwerk zufrieden.

„Und jetzt sind die Lieblingsblumen Stephan's hier in meinem Zimmer; aus *seinem*, sind sie zu *meinem* Eigenthum geworden. O wenn er es wüßte! Leminof wünscht, daß sein Sohn mich hasse. Ach wie glücklich wäre ich, wenn ich noch in dieser Stunde den Wanderstab ergreifen und den Staub des Geierfels von meinen Füßen schütteln könnte!"

Als Gilbert rasch die letzten Zeilen in sein Tagebuch schrieb, läutete die Glocke zum Diner und er eilte in den Speisesaal hinab, wo die Uebrigen bereits Platz genommen hatten.

„Was halten Sie von unserm neuen Tischgenossen?" rief ihm der Graf munter entgegen.

Gilbert bemerkte jetzt die Gegenwart eines Fünften, dessen Gesicht ihm nicht ganz unbekannt war. Der Neuling saß zur Rechten des Vaters Alexis, welchen die Gesellschaft nicht sehr zu erbauen schien. Es war kein Geringerer als Solon, der Lieblingsaffe des Grafen, einer von denen, welche man wegen ihrer schwarzen Kopfplatte Traueraffen zu nennen pflegt, während Gesicht, Hände und Füße eine röthlichbraune Farbe zeigen.

„Sie werden's mir doch nicht übel nehmen," fuhr Leminof fort, „daß ich Solon mit uns essen lasse. Das arme Thier leidet seit einigen Tagen an Hypochondrie, und ich wollte ihm diese kleine Zerstreuung nicht vorenthalten. Hoffentlich wird sie ihn erheitern; ich kann keine Hypochonder ausstehen, denn ihre Stimmung rührt stets davon her, daß sie keine geistigen Ressourcen haben."

Bei diesen letzten Worten wendete er sich halb gegen Stephan.

Das Gesicht des jungen Mannes war düsterer als je zuvor; seine Augen waren geschwollen und hatten einen hohlen Ring. Aber die Entrüstung, welche ihm die brutale Bemerkung des Vaters einflößte, verlieh ihm die Kraft, seine Niedergeschlagenheit zu bewältigen. Entschlossen aß er die Suppe, welche er bis dahin noch nicht berührt hatte, und da er fühlte, daß Gilbert's Augen auf ihm ruhten, richtete er stolz den Kopf empor und warf ihm einen zornig-trotzigen Blick zu. Gilbert glaubte zu errathen, daß er ihm den Besitz seiner Lieblingsblumen vorwerfe, und trotz seiner Unschuld konnte er sich eines tiefen Erröthens nicht erwehren, denn der Schein sprach ja gegen ihn.

„Seien Sie offen," ergriff der Graf mit etwas gedämpfter Stimme wieder das Wort, „und sagen Sie mir, ob Sie nicht einige Aehnlichkeit zwischen den beiden Persönlichkeiten finden, welche jenes Ende des Tisches für sich in Anspruch nehmen."

„Mir ist eine solche Aehnlichkeit nicht aufgefallen," erwiderte Gilbert kalt.

„Nun, du lieber Himmel, ich behaupte ja nicht, daß sie einander in jeder Beziehung gleichen. Ich gestehe gern zu, daß der Pater Alexis seine Daumen besser zu gebrauchen weiß, und daß der Eine etwas mehr Phosphor in seinem Gehirn hat als der Andere; denn Sie wissen doch, daß der neueſten Forschung zufolge der Menschengeist nur aus Phosphor besteht."

„Dieser Meinung bin ich nicht, und wer es glaubt, ist nicht mein Mann."

„Sie gehen über die Entdeckungen der Wissenschaft sehr leicht hinweg; aber zurück zu unserm Thema: finden Sie wirklich nicht, daß die Beiden mit ihrer schwarzen Kappe und dem röthlichen Gesicht einander sehr ähnlich sind?"

„Meiner Meinung nach," unterbrach Gilbert ihn ungeduldig, „ist Solon sehr häßlich und der Vater Alexis recht hübsch."

„Ihre Antwort setzt mich in einige Verlegenheit, denn ich weiß nicht, ob ich Ihnen für das meinem Popen gezollte Compliment danken oder über die schonungslose Beurtheilung meines Affen piquirt sein soll. Aber Eins ist wenigstens ausgemacht — mein Affe und mein Pope — wollte sagen mein Pope und mein Affe — gleichen einander

in einem Punkt aufs Haar, nämlich darin, daß sie leidenschaftlich Trüffeln essen. Das werden Sie bald sehen."

Soeben wurde eine Schüssel mit Trüffeln servirt. Solon verschlang seine im Augenblick, und da er nur mangelhafte Begriffe vom Eigenthumsrecht hatte, warf er verlangende Blicke nach dem Teller seines Nachbars. Mit der seiner Race eigenthümlichen Gewandtheit benutzte er den Moment, wo der Pope sein Glas an die Lippen führte, um ihm eine Trüffel zu stehlen, welche er blitzschnell verschwinden ließ. Außer sich vor Entrüstung, wendete der heilige Mann sich heftig um und betrachtete seinen Nachbar mit flammenden Augen; aber der Affe ließ sich das wenig anfechten, und wie um den glücklichen Erfolg seines Manövers zu feiern, stieß er, mit allen Vieren an die Lehne seines Stuhles geklammert, ein wahnsinniges Geschrei aus. Trotz verdoppelter Wachsamkeit auf Seiten des Paters erfolgte eine neue Attake, eine neue Entwendung, ein neuer Freudenausbruch. Jetzt verlor der Pater Alexis die Geduld, und er applicirte dem Affen eine so derbe Ohrfeige, daß dieser ein durchdringendes Wehgeheul ausstieß; aber im nächsten Moment bohrten sich auch schon zwei scharfe Zahnreihen in die linke Wange des Popen. Kaum konnte dieser einen Laut des Schmerzes unterdrücken, und das Blut floß in Strömen.

Der Graf stellte sich, als ob er von dem allen nichts bemerke; aber das vergnügte Blinzeln seiner Augen zeigte, daß ihm nichts davon entgangen war. „Sie scheinen Solon nicht zu trauen, mein Vater," sagte er, als Alexis seinen Stuhl fortrückte. „Daran thun Sie Unrecht. Seine Sitten sind der sanftesten Art und er könnte Niemand etwas zu Leide thun. Sein einziger Fehler ist eine etwas trübe Stimmung; aber selbst in seiner Melancholie weiß er stets den Regeln der feinen Lebensart Rechnung zu tragen — was leider nicht bei allen Hypochondern der Fall ist," fügte er mit einem abermaligen Seitenblick auf seinen Sohn hinzu. Stephan lehnte sich über den Tisch und suchte mit der rechten Hand dem Vater seine Thränen zu verbergen.

Gilbert fühlte sich empört bis zum Ersticken, und sobald er konnte, verließ er das Zimmer. Glücklicherweise folgte ihm Niemand auf die Terrasse. Stephan hatte keine Blumen mehr zu begießen und begab sich auf seinen Thurm; der Pater Alexis beeilte sich, seine Wunde zu

verbinden, und Leminof war mißvergnügt über die Art und Weise, wie der Secretair seinen liebenswürdigen Scherz aufgenommen.

Mit stürmischen Schritten maß Gilbert die Terrasse; dann beugte er sich über das Geländer und blickte die Heerstraße hinab. „Noch zehn Monate!“ murmelte er düster vor sich hin; „dann soll mich nichts mehr in diesem verfluchten Gemäuer halten!“

Um sein erzürntes Gemüth zu besänftigen, stieg er in den Garten hinab, setzte sich neben einen murmelnden Springquell und vertiefte sich in seine Lieblingslectüre — Goethe's „Methamorphose der Pflanzen“. Schon dämmerte es und bald verschwammen die Buchstaben vor seinen Augen. Die Gemüthsbewegung hatte ihn angegriffen, das Gemurmel des Wassers that ein Uebriges, und bevor er sich's versah, war er eingeschlummert.

Als er wieder erwachte, stand der Mond bereits hoch am Himmel. Erstaunt erhob er sich, denn er glaubte nur einige Minuten geschlafen zu haben. In diesem Augenblicke schlug die Schloßglocke zwei Uhr. Glücklicherweise hatte er von allen Bewohnern des Geierfels außer dem Grafen allein freien Aus- und Eingang; der von ihm bewohnte Thurm stand durch eine versteckte Treppe mit der Terrasse in Verbindung, und zu dieser besaß er den Schlüssel. Ein weiterer glücklicher Umstand war es, daß die großen Bulldoggen ihn kennen gelernt hatten und nicht mehr daran dachten, sich an ihm zu vergreifen. Ungehindert erreichte er die Thür, und leise stieg er die Treppe hinan.

Schon hatte er den ersten Corridor erreicht und wollte ihn eben durcheilen, als er plötzlich einen langen, qualvollen Seufzer hörte, welcher vom äußersten Ende der Gallerie herzukommen schien. Er zitterte unwillkürlich und blieb einige Augenblicke mit vorgestrecktem Halse lauschend stehen, bemüht, die Dunkelheit zu durchdringen. Aber gleich darauf brachte der durch eine zerbrochene Fensterscheibe dringende Wind einen klagenden Laut hervor, welchen das Echo des Corridors erwiederte. Er glaubte dies Geräusch in Folge seines aufgeregten Zustandes für die Klage einer menschlichen Stimme gehalten zu haben und setzte beruhigt seinen Weg fort; aber kaum hatte er einige Stufen bis zur zweiten Etage zurückgelegt, als ein zweiter Seufzer, noch tiefer, noch qualvoller als der erste, sein Ohr traf und das Blut in seinen Adern gerinnen ließ. Da konnte keine Täuschung obwalten; solche Töne vermag kein Wind

hervorzubringen. Es war eine scharfe, schrille, herzzerreißende Klage, die aus der Brusthöhle eines Gespenstes zu dringen schien.

Tausend schreckliche Ahnungen bestürmten Gilbert, aber er hatte keine Zeit, sich ihnen hinzugeben. Erschüttert, zitternd, mit brennendem Kopf, sprang er mit einem Satz die Stufen hinab, trat in die Gallerie und rief in bebendem Ton: „Wer ist dort? Wer bedarf meiner Hülfe? Ich, Gilbert, bin bereit, ihm beizuspringen!“ Seine Stimme erstickte, und er verirrte sich unter den düstern Gewölben des Corridors. Keine Antwort; ringsum nur schweigende Finsterniß. In der Heftigkeit seiner Bewegungen war die Kerze, die er stets unten an der nur für ihn bestimmten Treppe stehen und dort angezündet hatte, ausgelöscht, und eben war er bemüht, sie wieder anzuzünden, als eine Fledermaus ihm ins Gesicht flog. Unfähig, sich über diesen unerwarteten Angriff Rechenschaft abzulegen, ließ er die Kerze fallen, und als er sich niederbeugte um sie aufzuheben, konnte er sie nicht finden. Trotz dieses Mißgeschicks drang er weiter vor. Ein schwacher Mondstrahl kam ihm anfangs dabei zu Hülfe. Dann tappte er mit ausgestreckten Händen, dicht an der Mauer längs streifend, weiter. Alle drei Schritte blieb er lauschend stehen und rief mit vor Bewegung halberstickter Stimme: „Wer ist da? Was kann ich für Euch thun?“ Nichts antwortete ihm, als das Klopfen seines Herzens und das Geheul des Windes.

Die Gallerie, in welcher Gilbert sich befand, wurde in der Mitte durch zwei abwärts führende Stufen unterbrochen; am Fuß derselben war eine große, eiserne Pforte, welche während des Tages offen, zur Nachtzeit aber doppelt verschlossen gehalten wurde. Indem er sich dieser Pforte näherte, gewahrte Gilbert einen schwachen Schein. Er stieg die Stufen hinab, legte das Auge ans Schlüsselloch, und es bot sich ihm ein grausenvoller Anblick.

Zwanzig Schritte von ihm zeigte sich die schreckliche Gestalt eines Phantoms. Sie war in ein großes weißes Tuch gehüllt, welches, mehrmals um den Körper geschlungen und vom linken Arm gehalten, über die rechte Schulter hinabfiel. Die eine Hand trug eine Fackel und ein Schwert, die andere einen Kasten von Ebenholz, wovon Gilbert nur die Rückseite sehen konnte und welcher ein Portrait enthalten mußte. Das Gesicht des Phantoms war fahl, hager, und schien von

unnatürlicher Länge. Der Schweiß rieselte von der Stirn und klebte die Haare an die Schläfen. Kein Wort vermag das Entsetzen zu schildern, welches sich in dem Blick des Phantoms spiegelte. Es schien Gilbert, als wenn die beiden glühenden Prünellen die Pforte zu durchdringen suchten; und doch sahen sie nichts, die Sehkraft war nach innen gerichtet.

Plötzlich öffneten sich die Lippen des nächtlichen Wanderers, und ließen einen neuen Seufzer, noch schrecklicher als die beiden ersten, entschlüpfen. Ein abergläubisches Entsetzen erfaßte Gilbert; seine Haare sträubten sich empor, er wollte fliehen. Aber dennoch konnte er sich nicht vom Platz bewegen und drückte sich an die Pforte. Trotz der Entstellung und Verwirrung erkannte er in dem Phantom den Grafen Kostia.

Endlich wurde der finstere Nachtwandler seiner Starrheit entrissen und näherte sich mit langsamen Schritten. Seine Bewegungen waren die eines Automaten. Nachdem er zehn Schritte zurückgelegt hatte, blieb er stehen, blickte um sich und beugte sich ein wenig vor. Seine Züge nahmen wieder ihren natürlichen Ausdruck an, das Leben kehrte auf seinen Mund zurück, die leichenhafte Starrheit seiner Züge machte einem melancholischen, niedergeschlagenen Ausdruck Platz. Während einiger Secunden bewegte er die Lippen ohne einen Laut hervorzubringen, wie um sie geschmeidig zu machen; dann sagte er in klagendem, sanftem Ton, den Gilbert noch nie an ihm vernommen hatte:

„Wie schwer dieses Bild ist! Ich kann es nicht mehr tragen! Nehmt mir's ab, es brennt! Um Gottes Willen, lösch das Feuer, bedeckt es mit Asche! Wenn ich's nicht mehr sehe, werde ich weniger leiden. Es scheint mir noch immer in die Augen! Wäre ich blind, so könnte ich nach Moskau zurückkehren." Und mit dumpfer Stimme fuhr er fort:

„Ich könnte dies Bild zerstören, aber das andere kann ich nicht tödten. Fluch über mich! Es ist das ähnlichste von beiden! Es ist ihr Haar, ihr Mund, ihr Lächeln! Aber Gott sei gelobt, ich habe dies Lächeln ertödtet! Das Lächeln existirt nicht mehr. Ich hab' es begraben. Aber im Mundwinkel weilt noch ein Schönheitsfleckchen. Ich hab' es tausend Mal geküßt. Reißt es heraus, dies Fleckchen, es thut mir weh! Ohne diese Schönheitsspur würde ich minder leiden!

Himmlische Barmherzigkeit, es ist noch immer da! — Aber das Lächeln habe ich begraben. Das Lächeln ist nicht mehr. Ich schloß es in den bleiernen Sarg. Es kann nicht mehr heraus!"

Dann änderte sich plötzlich wieder der Ton, und mit ruhiger, aber trauriger Stimme, die Augen auf das große, verrostete Schwert in seiner Rechten gerichtet, fuhr er fort:

„Der Flecken bleibt — das Eisen will ihn nicht trinken. Es hatte keinen Durst nach dieſem Blut. Ich werde anderes finden, und der Stahl wird es trinken. Ha, Ihr sollt sehen, wie er's trinken wird!"

Dann schwieg er und schien tief nachzusinnen, bis er, den Kopf zurückwerfend, mit starker, dröhnender Stimme, welche das Eisen in den Angeln erbeben ließ, ausrief:

„Morlof, Du warst es also nicht? Ach, lieber Kamerad, ich habe mich geirrt. Beklage Dein junges Leben nicht; es war ja doch nur ein Traum! Freund, glaube mir, ich stürbe gern, aber ich kann nicht. Ich muß wissen — ich muß entdecken — Ach, Morlof, Morlof, laß Deine Hände in den meinigen; sonst muß ich glauben, daß Du mir nicht vergibst! Gott, wie sind diese Hände kalt — kalt — kalt!"

Bei diesen Worten zitterte sein ganzer Körper; sein Kopf schwankte krampfhaft, die Zähne klapperten. Aber bald wurde er wieder ruhig und murmelte:

„Ich muß den Namen wissen. Wird Niemand mir ihn sagen?" Dann hob er das Portrait empor, und mit vorgestrecktem Hals schien er eine mikroskopische oder hieroglyphische Inschrift auf demselben entziffern zu wollen.

„Der Name ist da, auf dem Grunde des Herzens steht er geschrieben. Aber ich kann ihn nicht lesen; die Schrift ist zu fein; es ist eine Frauenhand, und nur Satan hat den Schlüssel dazu." Und mit schrecklichem Blick fügte er hinzu:

„Die Todten thun die Zähne nicht mehr auseinander. Aber wer lebt, muß reden! Ihr werdet sehen, wie ich ihn zum Reden bringe! Legt den Schwarzrock auf den Tisch! Zieht die Schrauben fester an!"

Dann unterbrach er sich plötzlich, erhob die Augen und starrte auf die Pforte. Ein mit Wuth gemischtes Entsetzen offenbarte sich auf seinem Gesicht, als wenn er plötzlich etwas Schreckliches und Gehässiges erblickte. Seine Gestalt brach zusammen, Schaum trat vor

seinen Mund, seine unnatürlich ausgedehnten Augäpfel sprühten Flammen. Er stieß ein dumpfes Gebrüll aus und prallte um einige Schritte zurück. Plötzlich ließ er die Fackel zur Erde fallen und sie erlosch, und mit furchtbarer Stimme rief er:

„Es sind Augen hinter der Pforte! Es sind Augen dort! Es sind Augen dort!“

Eine Beute namenlosen Entsetzens, ergriff Gilbert die Flucht. Trotz der Dunkelheit fand er wie durch ein Wunder den rechten Weg. Er lief durch den Corridor, sprang in drei Sätzen die Treppe hinauf, stürzte in sein Zimmer, dessen Thür er verriegelte, zündete schnell eine Kerze an und sank athemlos auf einen Stuhl. Als er sich ein wenig gesammelt hatte, schämte er sich seines Schreckens; aber dennoch zitterte er bei jedem Geräusch, aus Furcht, daß der Graf Kostia an die Thür klopfen werde. Erst als er den brennenden Kopf in kaltem Wasser gebadet hatte, beruhigte er sich einigermaßen. Indem er sich umschaute, gewahrte er einen Brief, der auf dem Tische lag. Es war ein Schreiben Stephan's, worin dieser ihn seines grimmigsten Hasses versicherte und den Himmel um Gelegenheit bat, sich an ihm zu rächen!

„Eitler Phrasendreher — so lautete der Brief Stephan's — ich schreibe Dir diese Zeilen um Dir zu sagen, daß ich Dich hasse. Seit unserm ersten Zusammentreffen flößt mir Alles an Dir einen tödtlichen Widerwillen ein. Ich glaubte in Dir sofort einen Feind zu erkennen, und der Erfolg hat gelehrt, daß ich mich nicht täuschte. Ja, ich hasse Dich, und da ich kein Heuchler bin, so will ich, daß Du es wissest. Jeden Abend bitte ich den heiligen Georg um eine Gelegenheit, mich an Dir zu rächen.

„Was willst Du in diesem Hause, und wie lange wirst Du mich noch mit Deiner verhaßten Gegenwart peinigen? Vor Deiner Ankunft fehlte noch etwas an meinem Unglück; Du hast es hinzugefügt. Früher konnte ich unbeachtet weinen; Der, welcher mir meine Thränen entlockt, läßt sich nicht herab, sie zu zählen, denn er weiß sehr wohl, daß die Rechnung am Ende des Jahres richtig sein wird. Du aber beobachtest, Du studirst mich. Wer gibt Dir das Recht dazu? Es ist eine Beleidigung, für die Du mir büßen sollst!

„Aber einen Triumph habe ich wenigstens über Dich gefeiert! Ich habe Dich gezwungen, die Augen niederzuschlagen und zu erröthen.

Leugne es nicht — ich habe Dir die Schamröthe in die Wangen getrieben! O wie ich Dich haſſe! Und wie der Tyrann Dich hätſchelt, wie er Dich auszeichnet! Wird er mir nicht nächſtens befehlen, den Staub unter Deinen Füßen zu küſſen? Selbſt meine Blumen konnte er, konnteſt Du mir nicht gönnen! O meine Verbenen, meine Moosroſen, meine Akazien! Ihr ſeid einem elenden Schmarotzer in die Hände gefallen! Möge Euer Duft ihn vergiften! Möge jeder Kelch, jedes Blatt für ihn eine giftige Tarantel bergen! Fluch über Dich!"

Es war ſchon über acht Uhr, als Gilbert aufſtand. Nach beendigter Toilette trat er ans Fenſter, um ſich an der Ausſicht zu erheitern; aber ein dichter Nebel lagerte auf der Gegend, und alles trug einen trüben, düſtern, mit ſeiner Stimmung harmonirenden Ausdruck.

„Nein, tauſend Mal nein!" rief er ſich in einen Seſſel werfend. „Ich kann nicht länger in dieſem Hauſe bleiben; es würde mir meine Kraft, meine Lebensluſt, meine Geſundheit koſten. Von einem unglücklichen Kinde bis zum Wahnſinn gehaßt, Gleichgeſtellter eines gefräßigen Prieſters, der ſich mit Füßen treten läßt, Günſtling eines Tyrannen, welcher ſeinen Sohn peinigt und zur Nachtzeit ſich in ein Geſpenſt verwandelt — es iſt eine unerträgliche Lage, und um jeden Preis muß ich mich ihr entreißen. Fort, fort von hier!"

Während er noch über einen ſchicklichen Vorwand zur ſofortigen Ausführung ſeines Entſchluſſes nachſann, wurde an die Thür geklopft, und Fritz, der Kammerdiener, brachte das Frühſtück. Fritz ſah an dieſem Morgen aus wie ein Einfaltspinſel, der im Schweiße ſeines Angeſichts eine Dummheit ausgeheckt hat und den Augenblick nicht abwarten kann, um ſie das Tageslicht erblicken zu laſſen. Ohne zu grüßen trat er ein, ſtellte das Frühſtück auf den Tiſch, wendete ſich dann zu Gilbert und ſagte mit blinzelnden Augen:

„Guten Morgen, Kamerad! Guten Morgen!"

„Was?" rief Gilbert erſtaunt.

„Nun, kannſt nicht hören? Guten Morgen, Kamerad!"

„Mit wem redeſt Du, wenn ich fragen darf?"

„Nun, mit wem wol ſonſt als mit Dir, Kamerad? Guten Morgen, lieber Junge!“

Gilbert maß ihn mit ſprachloſem Staunen, und ſagte dann: „Willſt Du mir gefälligſt mittheilen, wer Dir das Recht gegeben hat, mich als Kameraden zu behandeln?“

Fritz dachte einen Augenblick nach, als beſänne er ſich auf eine eingelernte Lection. „Nun,“ ſagte er endlich ſtotternd, „wer ſollt's wol anders ſein als der gnädige Herr Graf? Was iſt denn Auffallendes dabei?“

„Haſt Du jemals gehört“ — erwiderte Gilbert, dem das Blut in den Adern kochte — „daß der Graf mich Deinen Kameraden nannte?“

„Ei, freilich!“ antwortete Fritz mit ſchallendem Gelächter. „Jeden Morgen fragt mich der Herr Graf: Wie befindet ſich Dein Kamerad Gilbert? Das iſt ja auch ganz natürlich. Freſſen wir nicht aus derſelben Krippe? Stehen wir nicht im Dienſte deſſelben Herrn? Und ſehen Sie nicht —“

Weiter konnte er nicht kommen, denn Gilbert war aufgeſprungen, hatte ihn an der Gurgel gepackt und ſchrie: „Geh und ſage Deinem Herrn, er ſei nicht m e i n Herr!“ Durch den Angriff überraſcht, konnte Fritz, obgleich er Gilbert um einen Fuß überragte, ſich nicht wehren, ſperrte den Rachen auf und ſtieß unarticulirte Töne aus. Gilbert zerrte ihn bis zur Treppe. Fritz ſträubte ſich, verlor die Balance und ſtürzte hinab. Gilbert fürchtete ſchon es zu arg gemacht zu haben, fühlte ſich aber beruhigt als er ſah, wie der Burſche aufſtand, ſich die Hüfte rieb, drohend die Fauſt gegen ihn ſchüttelte und forthinkte.

Mit größter Gemüthsruhe verzehrte jetzt Gilbert ſein Frühſtück. Das kam wie gerufen! dachte er. Iſt nicht jetzt noch vor dem Abend mein Koffer gepackt, ſo bin ich der ungeſchickteſte Menſch von der Welt.

Feſt entſchloſſen ging er zur beſtimmten Zeit zum Grafen hinab. Aber unwillkürlich zuckte er, als er vor der Thür ſtand. Es war ihm, als vernähme er von drinnen den Ruf: „Es waren Augen hinter der Pforte, und dieſe Augen waren die Deinigen!“

Der Graf ſaß ruhig am Fenſter und ſpielte mit ſeinem Affen. Sobald er den Secretair erblickte, ſtieß er einen Ruf der Befriedigung

aus, ſchloß Solon in das Nebenzimmer, ſtreckte Gilbert beide Hände entgegen und ſagte im leutſeligſten Ton:

„Willkommen, mein lieber Gilbert! Ich erwarte Sie ſchon mit Ungeduld. Denken Sie, über Nacht bin ich in Betreff des Gegenſtandes, über den wir uns geſtern ſtritten, ganz Ihrer Anſicht geworden. Die ganze vorige Nacht widmete ich dem Nachdenken über dieſe Sache, und meine frühere Ueberzeugung ſchwand wie ein Phantom.“

Bei den Worten „die ganze vorige Nacht“ und „wie ein Phantom“ richtetete der Graf einen Blick auf Gilbert, welcher die geheimſten Falten ſeines Herzens durchdringen zu wollen ſchien; aber Gilbert hielt das Feuer dieſes Blickes mit vollkommenem Gleichmuth aus. Der Graf ſchien ſich dadurch beruhigt zu fühlen und fuhr munter fort: „Aber warten Sie nur, ich werde nächſtens Revanche nehmen.“

„Da müſſen Sie ſich beeilen, Herr Graf,“ erwiderte Gilbert ernſt, „wer weiß, wie lange ich noch auf dem Geierfels verweilen werde!“

Dieſe Worte weckten den Verdacht des Grafen aufs neue. „Was wollen Sie damit ſagen?“ fragte er unruhig.

Gilbert erzählte jetzt das an dieſem Morgen beſtandene Abenteuer. Je weiter er in ſeiner Erzählung kam, deſto wärmer wurde er, und namentlich vergaß er nicht die Worte: „Sage Deinem Herrn, er ſei nicht mein Herr!“ zu wiederholen. Er hoffte dadurch den Grafen zu verletzen; aber darin irrte er ſich, denn offenbar wurde Koſtia immer heiterer und ſchien ſich von einer peinigenden Laſt befreit zu fühlen. Die Augen an die Zimmerdecke geheftet, lehnte er ſich zurück und fragte, als Gilbert zu Ende war:

„Nun, und welche Züchtigung haben Sie dem Burſchen angedeihen laſſen?“

„Ich packte ihn an der Gurgel und warf ihn kopfüber die Treppe hinab.“

„Den Teufel auch!“ rief der Graf, ſich emporrichtend und ihn mit faſt zärtlicher Bewunderung meſſend. „Und wie bekam dieſem Hausthier der Fall?“

„Vielleicht brach es Arme und Beine. Ich habe mich nicht weiter darum bekümmert.“

Leminof ſtand auf und trat mit verſchränkten Armen vor Gilbert hin.

„Sehen Sie, wie man ſich in einem Menſchen und gar in ſich ſelbſt irren kann! Geſtern, als ich mich bewogen fand, meinem Leibeigenen eine kleine Züchtigung zu appliciren, benahmen Sie ſich ſo ſentimental und pathetiſch, daß ich Sie für einen ganz alltäglichen Philanthropen hielt. Jetzt aber ſehe ich, daß ich mich täuſchte. Lieber Gilbert, Sie gehören zu den Tyrannen, welche nur die Opfer Anderer bemitleiden. Pure Handwerksjalouſie! Aber über eins wundre ich mich noch mehr, nämlich darüber, wie Sie, Gilbert, nur einen Augenblick glauben konnten, daß ich, der Graf Leminof — Schämen Sie ſich, Gilbert! Irre ich mich nicht, ſo haben Sie ſich ein wenig compromittirt. Laſſen Sie ſich von mir eine Lehre geben! Wer ſich in einen Streit mit Thoren einläßt, kommt in Gefahr, ſelbſt eine Sottiſe zu begehen.“

Gilbert erröthete, ließ ſich die Lection gefallen und ſagte: „Bitte, jagen Sie dieſen Menſchen nicht fort. Sein Anblick ſoll mich daran erinnern, daß es Augenblicke gibt, in denen ich nicht Herr meiner ſelbſt bin.“ — Aber eine ganz andere Stimmung kam über Gilbert, als Fritz gerufen wurde und auf die ſtrengen Fragen des Grafen ſtotternd die Antwort gab:

„Geſtern Abend ſchenkte Herr Stephan mir zwei preußiſche Thaler, unter der Bedingung, daß ich acht Tage lang jeden Morgen zu Herrn Savile ſagte: „Guten Morgen, Kamerad!“

Ein Freudenſtrahl blitzte in den Augen des Grafen. Er wendete ſich zu Gilbert und ſagte, ihm die Hand drückend:

„Wahrlich, ich bin Ihnen ſehr dankbar dafür, daß Sie Ihre Klage vorbrachten. Die Sache iſt ernſter als ich erwartete. Ich komme hier einem häßlichen Geſchwür auf die Spur, welches ein für alle Mal operirt werden muß.“

Bei dieſem chirurgiſchen Vergleich zitterte Gilbert unwillkürlich und bereute es bitter, durch ſeine blinde Heftigkeit dieſe Scene herbeigeführt zu haben. Hätte er nicht den Schuldigen errathen können, und war er jetzt nicht auf dem beſten Wege, den Haß Stephan's zu verdienen? Er ſtellte ſich, als hätte er den Grafen mißverſtanden und ſagte begütigend:

„Bitte, laſſen Sie jetzt die Sache auf ſich beruhen. Ich habe Fritz vielleicht ſchon zu hart geſtraft. Laſſen Sie's dabei bewenden.“

„Um Vergebung. Fritz war nur das Werkzeug, und es wäre Unrecht, den Hauptſchuldigen ungeſtraft zu laſſen.“

„Dem vergebe ich von ganzem Herzen!“ rief Gilbert mit einer Lebhaftigkeit, die er nicht zügeln konnte. „Er iſt ſo unglücklich!“

Leminof warf Gilbert einen ſtolzen, zornigen Blick zu. Schweigend ging er, die Arme auf dem Rücken gekreuzt, einige Male im Zimmer auf und ab, winkte dann Gilbert, ſich neben ihn zu ſetzen, und ſagte mit der Stimme eines Deſpoten, der ſeinem Günſtling eine Unart verzeiht:

„Mein lieber Herr, die letzten Worte, welche Sie ſoeben ſprachen, verrathen eine merkwürdige Gedächtnißſchwäche. Sie haben ſich verpflichtet, ſich hier nur mit mir und mit ſich ſelbſt zu beſchäftigen. Was geht es Sie an, ob mein Sohn glücklich oder unglücklich iſt? Da aber die Sache einmal zur Sprache gekommen, ſo bin ich nicht abgeneigt, mich auf eine Erörterung einzulaſſen. Iſt Ihre Geſellſchaft mir angenehm, ſo liegt dies hauptſächlich darin, daß ich Ihnen gegenüber meiner kleinen häuslichen Verdrießlichkeiten vergeſſe. Jetzt reden Sie offen; was berechtigt Sie, meinen Sohn für unglücklich zu halten?“

Gilbert hatte viel zu erwidern, aber es war nicht leicht, Worte dafür zu finden. Als er einen Augenblick zögerte, fuhr der Graf fort:

„Nun, ich ſehe wol, daß ich Ihnen entgegenkommen muß, und hoffe, daß Sie mir dieſe Gefälligkeit hoch anrechnen werden. Vielleicht finden Sie, daß ich meinem Kinde nicht genug väterliche Liebe erzeige. Aber die Leminofs ſind nun einmal nicht zärtlicher Natur. Ich ſelbſt habe von meinem Vater nie eine Liebkoſung empfangen. Er ſtreichelte ſeine Hunde und gab ſeinen Pferden Zucker; mir aber iſt von ſolchen Süßigkeiten nie etwas zu Theil geworden. Ich behandle meinen Sohn ſtreng; aber wer ſagt Ihnen, daß ſeine Gemüthsart mir nicht ein ſolches Verfahren vorſchreibt? Dies Kind iſt unter einem böſen Stern geboren, und ich habe einen ſchlimmen Adam aus ihm herauszutreiben!“

Der Graf ſprach in ſo ruhigem, geſetztem Ton, daß Gilbert ſchon faſt geneigt war, in ihm nur einen ſtrengen, wohlmeinenden Zuchtmeiſter zu erblicken; aber da dachte er an den Freudenſtrahl, welchen er vor wenigen Minuten in den Augen Leminof's bemerkt, an die zer-

ſtörten Blumen, an das lebende Portrait und das eingefargte Lächeln. Dieſe geheimnißvollen, ſchrecklichen Worte ſchienen ſich auf Stephan zu beziehen und vertrugen ſich ſchlecht mit der in dieſem Augenblick affectirten väterlichen Sorgfalt.

„Wollen Sie mir erlauben, ganz aufrichtig gegen Sie zu ſein?“ fragte er nach einigem Zögern.

„Nur heraus mit der Sprache. Benutzen Sie dieſe Gelegenheit, denn ſie wird ſich nie wieder bieten.“

„Wäre nicht eine mildere Behandlung zweckmäßiger?“

„Die iſt nun einmal gegen mein Temperament, und Keiner kann ſich anders machen als er iſt. Ich bin heftig, und wenn z. B. ein Diener mir nicht gefällt, ſo werfe ich ihn die Treppe hinab. Dergleichen paſſirt auch Andern.“

„Aber zwiſchen Ihrem Sohn und Ihrem Kammerdiener iſt denn doch ein großer Abſtand.“

„Hat Ihre famoſe franzöſiſche Revolution nicht die Gleichheit aller Menſchen proclamirt?“

„Vor dem Geſetze, ja, aber nicht vor dem Vaterherzen!“

„Gerechter Himmel, ich weiß ſelbſt nicht, ob ich ein Vaterherz habe, ſondern nur, daß ich mich viel mit dem Schickſal meines Sohnes beſchäftige und zu ſeinem eigenen Beſten bemüht bin, den Teufel aus ihm herauszutreiben. Daneben gewähre ich dieſem unverbeſſerlichen Weinerling viel, was andere Kinder ſeines Alters nie zu ſehen bekommen. Er hat einen Diener und ein Pferd zu ſeinem alleinigen Gebrauch, und bekommt ſo viel Geld wie er haben will. Welchen Gebrauch er vom Gelde macht, wiſſen Sie ja. Den einen Tag gibt er zwei Thaler aus, um einen Diener zu beſtechen, den andern ſieben Thaler, um ſich von Bauernknaben den linken Fuß küſſen zu laſſen. Bei dieſer Gelegenheit muß ich bemerken, daß Iwan mir auch erzählt hat, wie er ſeinen Aermel aufgeſtreift, um Ihnen eine Narbe an ſeinem Handgelenk zu zeigen. Thun Sie mir den Gefallen und ſagen Sie, welche Mordgeſchichte er Ihnen dabei vortrug.“

Dieſe unerwartete Frage ſetzte Gilbert in Verlegenheit, und er antwortete zögernd:

„Er erzählte mir, daß er wegen eines unbedeutenden Streiches vierzehn Tage in Oublietten habe zubringen müſſen.“

„Und das glaubten Sie?“ rief der Graf achselzuckend. „Das einzig Wahre daran ist, daß ich meinen Sohn zwang, vierzehn Tage lang allabendlich eine Stunde in einem unbewohnten Flügel dieses Schlosses zuzubringen, und meine Absicht war dabei nicht so sehr, ihn für eine Handlung des Ungehorsams zu strafen, als ihn von einer thörichten Furcht zu heilen. Denn denken Sie, dieser sechszehnjährige Junge, welcher sich oft kühn bis zur Verwegenheit zeigt, fürchtet sich vor Gespenstern, und ich habe ihm erlauben müssen, sich während der Nacht durch meine bissigste Bulldogge bewachen zu lassen. Wahrlich, Gott hat mir eine sonderbare Personage zum Sohne gegeben!“

Damit klingelte er und befahl Iwan, seinen Sohn herbeizuholen. Kurz darauf ließen sich draußen Schritte vernehmen.

„Im Namen des Wohlwollens, dessen Sie mich so oft versichert haben“ — rief Gilbert, eine Hand des Grafen ergreifend, „beschwöre ich Sie, strafen Sie das Kind nicht wegen einer Thorheit, die ich ihm von ganzem Herzen vergebe!“

„Ich kann Ihnen nichts abschlagen, lieber Gilbert,“ erwiderte der Graf lächelnd, „und werde ihm die angeblichen Oublietten erlassen. Hoffentlich werden Sie das anzuerkennen wissen.“

„Dank, tausend Dank! Aber noch Eins — die Blumen!“

„Nun, wenn Sie's so sehr wünschen, können ihm auch die Blumen zurückgegeben werden, und ich begnüge mich damit, daß er Ihnen in aller Form Abbitte leiste.“

„Mich soll er um Verzeihung bitten?“ rief Gilbert entsetzt. „Das wird ihm die grausamste Strafe sein!“

„Wir werden ihm die Wahl lassen,“ sagte der Graf trocken. Und als Gilbert fortfuhr, in ihn zu dringen, fügte er in einem Tone, der jede Erwiderung ausschloß, hinzu: „Dies Mal verlangen Sie zu viel. Das ist eine Principienfrage, und in dergleichen lasse ich nicht mit mir handeln.“

Gilbert sah ein, daß er im Interesse Stephan's selbst der Sache ihren Lauf lassen müsse; aber zugleich fühlte er, wie furchtbar der Stolz des Knaben darunter leiden werde, und tausend Mal verwünschte er seine Unvorsichtigkeit.

Es klopfte an die Thür. „Herein!“ rief der Graf mit barscher Stimme. Stephan trat ein, escortirt von Iwan.

Stephan ging bis in die Mitte des Zimmers und blieb dort stehen. Er war noch bleicher als gewöhnlich und senkte die Augen, trug aber ein entschlossenes Wesen zur Schau, welches ihm sonst in Gegenwart des Vaters abging. Der Graf schwieg und betrachtete den schmächtigen, zarten Körper, die elegante Taille, die feinen Züge, die dunkelgoldigen Locken seines Sohnes mit finstern Blicken. Nie hatte die Schönheit eines Kindes das Herz des Vaters mit solcher Bitterkeit erfüllt. Gilbert bemerkte jetzt zum ersten Mal ein kaum wahrnehmbares schwarzes Fleckchen unter dem linken Mundwinkel Stephan's, welches ihm überaus reizend stand. Das, dachte er, ist das Schönheitsfleckchen, und er glaubte die Stimme des Nachtwandlers zu vernehmen, wie sie in jener schrecklichen Stunde gerufen hatte: „Schafft das Schönheitsfleckchen fort! Es thut mir weh!“ Unwillkürlich zitterte er bei dieser Erinnerung und war im Begriff, das Zimmer zu verlassen; aber ein Blick des Grafen hielt ihn davon zurück. Er machte eine gewaltige Anstrengung, um seiner Bewegung Herr zu werden, trat ans Fenster und sah dem fallenden Regen zu.

„Vorerst eine Frage!“ sprach plötzlich der Graf zu seinem Sohne. „Haben Sie doch die Güte, junger Herr, mir zu sagen, wie lange Sie den Ort bewohnten, welchen Sie Ihre Oublietten zu nennen belieben?“

Das Gesicht Stephan's bedeckte sich mit tiefer Röthe, und nach kurzem Zögern antwortete er:

„Ich blieb dort vierzehn Stunden, die mir wie vierzehn Tage erschienen.“

„Da sehen Sie!“ sagte der Graf zu Gilbert. „Und jetzt zur Hauptsache. Es ist heute Morgen in diesem Hause eine im höchsten Grade unpassende Scene vorgefallen. Fritz, mein Kammerdiener, hat sich's herausgenommen, drei Mal zu meinem Secretair, meinem Freunde, zu sagen: „Guten Morgen, Kamerad!“

Stephan's Lippen zogen sich zum Lächeln zusammen, aber sie brachten es nicht fertig.

„Es scheint, daß meine kleine Geschichte Ihnen Spaß macht,“ sagte der Graf, den Kopf stolz emporrichtend.

„Was mir Spaß macht,“ erwiderte Stephan, „ist lediglich die unglaubliche Dummheit Fritzens.“

„Seine Dummheit frappirt mich weniger als seine Unverschämtheit;

aber wir wollen uns nicht über Worte ſtreiten, und es freut mich, daß Sie ſein Benehmen desavouiren. Ich will Ihnen nicht verhehlen, daß der Tölpel behauptet, er habe in Ihrem Auftrage gehandelt, und ich war ſchon im Begriff, Sie ſehr ſtreng dafür zu ſtrafen. Jetzt ſehe ich, daß er gelogen hat, und es bleibt mir nur noch übrig, ihn ſchimpflich fortzujagen."

Ohne ſich einen Augenblick zu beſinnen, antwortete Stephan mit feſter Stimme:

„Ich bin der Schuldige, und mir gebührt die Strafe!"

„Das wäre!" rief der Graf. „Mein Sohn hat alſo, mit Aufbietung aller ſeiner geiſtigen Hülfsmittel, die glänzende Idee ausgeheckt? Wahrlich, das macht Ihrem Genie alle Ehre. Aber war Fritz nur der Vollſtrecker Ihrer erhabenen Combinationen — warum moquiren Sie ſich dann über ſeine Dummheit?"

„O über den armſeligen Wicht!" erwiderte Stephan in lebhafterem Tone. „Wie dumm hat er meine Idee aufgefaßt! Ich befahl ihm nicht, Herrn Savile ſeinen Kameraden zu nennen, ſondern ihn als ſolchen zu behandeln. Leider hatte ich nicht die Zeit, ihm ausführliche Inſtructionen zu ertheilen, und ſo hat er mich falſch verſtanden; aber immerhin that er was er konnte, um ſein Trinkgeld zu verdienen. Noch einmal — ich bin der Schuldige, und mir gebührt die Strafe."

„Und darf man fragen, junger Herr, weßhalb Sie Herrn Savile durch einen Domeſtiken inſultiren ließen?"

„Ich wollte ihn demüthigen, ihm Verdruß bereiten und ihn dadurch zwingen, dies Haus zu verlaſſen."

„Und Ihr Motiv?"

„Mein Motiv iſt der Haß!" rief Stephan finſter und trotzig.

„Stets Uebertreibungen!" antwortete der Graf grinſend. „Können Sie dieſe unausſtehliche Gewohnheit nicht endlich einmal ablegen? Weißt Du auch, junger Thor, was Haß iſt? Verdruß, Wuth, Eiferſucht, Antipathie, Widerwille" — fuhr er mit ausgeſtreckten Armen fort — „das Alles magſt Du kennen; aber Haß! Haß! Du haſt gar nicht das Recht, dies ſchreckliche Wort auszuſprechen. O, der Haß iſt das Product einer furchtbaren Anſtrengung, er iſt ein bleiernes Kreuz,

welches Einen wie Feuer brennt, und es bedarf ganz anderer Schultern als der Deinigen, um dieses Kreuz zu tragen!"

In diesem Augenblick gewann Stephan den Muth, seinem Vater ins Gesicht zu schauen. Langsam hob er die Augen bis zu ihm empor und warf den Kopf zurück. Sein Blick schien sagen zu wollen: „Du hast Recht, ich glaube Dir aufs Wort, Du verstehst Dich besser auf's Hassen als ich." Aber das Gesicht des Grafen trug einen so furchtbaren Ausdruck, daß Stephan die Augen schloß und wieder seine frühere Haltung annahm. Ein leises Zittern durchflog seinen Körper. Der Graf bemerkte, daß er sich zu sehr habe gehen lassen, und den bittern Strom zurückdrängend, welcher ihm unwillkürlich aus dem Innern auf die Lippen getreten war, fuhr er in ruhigem Tone fort:

„Ueberdies gibt es auf der Welt keinen minder hassenswerthen Menschen, als meinen jungen Freund! Sie mögen selbst darüber urtheilen. Noch vor wenigen Minuten legte er eine so warme Fürsprache für Sie ein, daß er mir das Versprechen entriß, Sie nicht für das zu strafen, was er als eine Kinderei zu bezeichnen die Güte hat. Er verlangt sogar, daß ich Ihnen Ihre Blumen zurückgebe, welche Ihnen, wie er behauptet, große Freude machen, und bevor eine Stunde vergeht, wird Iwan sie auf Ihr Zimmer tragen. Alles, was er von Ihnen verlangt, ist eine kurze Entschuldigung. Für diese Güte werden Sie ihm Dank wissen."

„Entschuldigungen — ihm?!" — schrie Stephan mit einer Geberde des Abscheus.

„Sie zögern? Nun, das ist doch stark! Haben Sie vielleicht Lust, ein gewisses, etwas dunkles Gemach wieder zu sehen?"

Stephan zitterte, und seine Lippen bebten. „Gnade!" rief er. „Lassen Sie mir jede andere Züchtigung zu Theil werden, nur diese nicht! Nein, nein, ich will nicht in jenen schrecklichen Saal zurückkehren! Ich flehe Sie an, entziehen Sie mir auf sechs Wochen, ja auf sechs Monate meine Promenaden; verkaufen Sie Soliman; lassen Sie mir die Haare abscheeren — Alles, Alles will ich lieber ertragen, als jenen Kerker! Ich würde dort sterben oder wahnsinnig werden! Sie wünschen doch nicht, daß Ihr Kind den Verstand verliere?"

„Wer in seinem sechszehnten Jahre noch an Gespenster und Kobolde glaubt, hat nicht viel Verstand zu verlieren und sollte sich schämen."

Stephan zitterte am ganzen Körper. Er wankte einige Schritte vorwärts, fiel dann vor seinem Vater auf die Kniee und umklammerte seine Hüften.

„Ich bin nur ein armes, krankes Kind! Habe Erbarmen mit mir! Du bist doch immer noch mein Vater, nicht wahr? und ich bin Dein Kind! Mein Gott, mein Gott, Du wirst doch Dein Kind nicht morden wollen!"

„Es ist hohe Zeit, daß diese abgeschmackte Comödie ihr Ende erreiche!" rief der Graf, sich von Stephan losmachend. „Ich bin Ihr Vater und Sie sind mein Kind, das ist ausgemacht, und Niemand wagt, daran zu zweifeln; aber Ihr Vater, mein Herr, hat einen unüberwindlichen Abscheu vor Scenen. Diese hat schon zu lange gedauert, und wir müssen ihr ein Ende machen. Sie befinden sich ja schon in der verlangten Positur; das Schwerste ist bereits geschehen, und das Uebrige eine Bagatelle."

„Was reden Sie da?" rief der Knabe wüthend und versuchte aufzustehen. „Ich kniee ja nur vor Ihnen. Mich vor *diesem* Menschen zu demüthigen, ist mir unmöglich. Sie wissen, es *kann* nicht sein!"

Der Graf drückte mit der wuchtigen Rechten auf seine Schulter, und zwang ihn, nicht nur auf den Knieen zu bleiben, sondern auch das Gesicht nach Gilbert hinzuwenden.

„Ich sage Dir, Du knieest vor dem Manne, den Du beleidigt hast — so fassen wir's Alle auf!"

Faßte auch Gilbert es so auf? Unbeweglich blickte er zum Fenster hinaus und schien sich dessen, was hinter ihm vorging, völlig unbewußt zu sein.

Stephan stieß einen Angstschrei aus, und eine schreckliche Veränderung ging in seinen Zügen vor. Drei Mal versuchte er aufzustehen, drei Mal drückte der Graf ihn nieder. Dann war es, als hätte das Gefühl der Schwäche und Ohnmacht ihn vernichtet. Er ergab sich in das Unvermeidliche, bedeckte die Augen mit den Händen und murmelte in convulsivischem Schluchzen:

„Herr Savile, man thut mir Gewalt an. Vergeben Sie, daß ich Sie hasse —"

Seine Kräfte verließen ihn; er fiel in Ohnmacht. Wie eine vom

Sturm geknickte Lilie senkte er das Haupt und wäre rücklings auf den Fußboden gefallen, wenn nicht auf ein Zeichen des Vaters Iwan ihn mit seinen derben Armen aufgefangen und leicht wie eine Feder aus dem Zimmer getragen hätte.

Sobald Gilbert sich wieder in seinem Thurme befand, zündete er eine Kerze an, und verbrannte den Brief Stephan's. Dann öffnete er eine Commode und begann seinen Koffer zu packen. Als er eben mitten in der Arbeit war, wurde an die Thür geklopft, und Iwan erschien mit einem Korbe, um die Blumen in das Zimmer seines jungen Herrn zu tragen. Er stellte einige derselben in den Korb und gab Gilbert in seinem gebrochenen Deutsch zu verstehen, daß er ihm etwas sehr Wichtiges mitzutheilen habe. Gilbert antwortete in übler Laune, er habe keine Zeit, ihm zuzuhören. Iwan schüttelte bedenklich den Kopf und entfernte sich. Sofort setzte Gilbert sich an den Tisch und schrieb eilig folgende Zeilen:

„Armes Kind, lassen Sie sich die erlittene Demüthigung nicht zu nahe gehen. Sie sagten ja selbst, daß Sie sich nur der Gewalt fügten, und Ihre Abbitte hat in meinen Augen keinen Werth. Glauben Sie nicht, daß ich sie verlangte. Warum ahnte ich heute nicht, daß Fritz in Ihrem Namen handelte? Ich hätte dann die Beleidigung nicht empfunden, denn Ihr Groll gilt nicht mir, sondern einem Gilbert, den ich nicht kenne. Warum verschlimmern Sie Ihr herbes Geschick dadurch, daß Sie gegen dasselbe ankämpfen? Ertragen Sie es bis Ihre Hand stark genug ist, um dem Tyrannen den Fehdehandschuh hinzuwerfen! Armes Kind, ich würde ehrlos handeln, wenn ich Dir nicht die einzige Entschädigung gewährte, die in meinem Bereich liegt. Freue Dich — morgen wirst Du von Deiner größten Qual erlöst sein. Nur noch eine Nacht bringe ich in diesem Schlosse zu. Bewahre das Geheimniß, und empfange das Lebewohl eines Gilbert, den Du nie gekannt hast."

Gilbert faltete das Billet und verbarg es unter einer seiner Manschetten. Dann nahm er den Schlüssel zur geheimen Thür, stellte sich oben an die Treppe und erwartete die Rückkunft Iwan's. Sobald er

die Schritte des Leibeigenen im Corridor hörte, ging er hinab und begegnete ihm.

„Ich weiß nicht, was ich thun soll," sagte der Leibeigene. „Mein junges Väterchen kennt sich selbst nicht mehr und hat die ersten Blumen, welche ich ihm brachte, in tausend Stücke zerbrochen."

„Stelle die andern vorläufig in Dein Zimmer. Morgen, wenn er ruhiger geworden ist, werden sie ihm gewiß Freude machen," antwortete Gilbert, indem er den Schlüssel so hielt, daß Iwan ihn sehen mußte.

„Wenn Sie auf die Terrasse gehen," rief ihm Iwan nach, „so vergessen Sie, bitte, nicht, die Thür hinter sich zu schließen."

Das geht prächtig! dachte Gilbert. Die Pforte ist also nicht geschlossen. Er täuschte sich nicht; der Bequemlichkeit wegen hatte Iwan die zur Haupttreppe führende Thür angelehnt gelassen. Er wartete, bis Iwan die zweite Etage erreicht hatte, kehrte dann auf den Zehenspitzen zurück, betrat den Corridor, durcheilte ihn der ganzen Länge nach und gelangte, bald rechts, bald links abbiegend, zu dem von Stephan bewohnten Thurm. Laute Töne einer menschlichen Stimme drangen an sein Ohr; er glaubte, daß der Graf mit seinem Sohne zusammen sei, und wurde dadurch in seinem Entschlusse bestärkt. Die Thür zu Stephan's Zimmer stand halb offen, und Gilbert schlich sich in einen langen, dunkeln Alcoven, von dem aus er dasselbe übersehen konnte ohne bemerkt zu werden. Da entfaltete sich vor ihm eine seltsame Scene.

Stephan kniete vor einem roh gemalten Bilde Sanct Georg's und machte dem Heiligen leidenschaftliche Vorwürfe darüber, daß er ihn in seiner Noth im Stich gelassen. Plötzlich riß er das Bild von der Wand, trat es mit Füßen und tractirte es überhaupt so unsanft, daß nicht viel davon nachblieb. Darauf richtete seine Wuth sich gegen seine eigene Person; er wälzte sich am Boden, biß sich in die Arme und zerzauste sich das Haar. Dann aber wurde er plötzlich ruhig, zog ein Medaillon in Herzform aus dem Busen seines Wammses hervor und betrachtete es aufmerksam. Dann zerfloß er in Thränen und sagte schluchzend:

„O meine Mutter, Dir zürne ich nicht, Du kannst nichts für mich thun! Aber warum mußte ich Dich kennen lernen? O wie mich die

Erinnerung quält! Ja, ich glaube Dich noch immer zu ſehen. Jeden Morgen küßteſt Du mich — hier — vor der Stirn — da wo die Haare anfangen. Die Spur davon iſt noch zu erblicken; und zuweilen brennt ſie mich, und ich blicke in den Spiegel, um zu ſehen, ob ich dort keine Narbe habe. O meine Mutter! Heile meine Wunden dadurch, daß Du ſie erneueſt! Welche Wonne muß es ſein, von der Mutter geküßt zu werden! Tauſend Gefahren würde ich begegnen, mein Blut, mein Leben, meine Seele würde ich opfern, um einen Kuß von Dir! Ach, wie Du traurig ausſiehſt! Es ſind Thränen in Deinen Augen. Du kennſt mich wieder, nicht wahr? Ich bin ſehr, ſehr verändert; aber doch iſt es Dein Blick, Deine Stimme, Dein Mund, Dein Haar! Wie ich Dein Kleid liebe! Es iſt daſſelbe, mit dem Du mich deckteſt, wenn ich mich im Spiel verbergen wollte. Ich kroch zu Deinen Füßen, legte meinen Kopf auf Deine Kniee, Dein ſeidenes Gewand bedeckte mich, und Du ſagteſt zu den Suchern: Das Täubchen iſt nicht hier, ich weiß nicht, was aus ihm geworden! Mutter, Mutter! Kannſt Du mir nicht Deine Flügel geben, um zu Dir zu fliehen? Kannſt Du's nicht, ſo zeige mir wenigſtens den Weg zu Deinem Grabe! Du wirſt mich dann mit Deiner Aſche decken, und Deine ſanfte Stimme wird den Suchern zurufen: Das Täubchen iſt nicht hier, ich weiß nicht was aus ihm geworden!"

Plötzlich ſprang Stephan auf und wankte durchs Zimmer. Er hielt das Medaillon mit beiden Händen feſt, verſchlang es mit brennenden Blicken, überſchwemmte es mit Thränen, drückte es an ſeine Haare, an ſeine Wangen an ſein Herz. Dann kniete er am Bett nieder, legte das Bild vor ſich hin, bedeckte das Geſicht mit den Händen und ſagte ſchluchzend:

„Mutter, Mutter! ſeit langer Zeit iſt Deine Tochter todt! Wann wirſt Du Deinen Sohn zu Dir rufen?"

Gilbert ſchlich ſich leiſe fort. Es gibt einen Schmerz, den ſelbſt das Mitleid durch ſeine Gegenwart entheiligt. Vorſichtig ſtieg er wieder die Treppe hinab, und als er die letzte Stufe erreicht, ſagte er, die Arme gegen das Zimmer des Grafen ausſtreckend:

„Du verkennſt Deinen Sohn! Unter jenem ſchwarzen Sammetwämmschen ſchlägt ein glühendes Herz!"

Raſch ſchritt er durch den Corridor, und ſchon glaubte er unbemerkt

zu entkommen, als er sich plötzlich Iwan gegenüber sah, welcher eben aus seinem Zimmer trat und in seiner Ueberraschung den Korb, den er in den Händen hielt, fallen ließ.

„Sie hier?“ rief er in strengem Ton. „Ein Anderer würde es schwer büßen!“ Dann fuhr er mit sanfter, von tiefer Melancholie angehauchter Stimme fort: „Bruder, willst Du, daß wir uns hier unter einander tödten? Ich sehe, Du kennst den Menschen nicht, dessen Geboten Du Trotz bietest.“ Und sich demüthig verneigend, fügte er hinzu: „Sie werden's mir verzeihen, daß ich Sie Bruder nenne. In meinem Munde heißt dies nicht Kamerad.“

Gilbert nickte als Zeichen der Beistimmung und wollte sich entfernen; aber der Leibeigene hielt ihn am Arm zurück und sagte:

„Es ist ein Glück, daß der Vater nicht zu Hause ist. Hüte Dich vor ihm! Seit zwei Tagen befindet er sich in einer Krisis, welche jährlich zwei Mal kommt. So lange sie dauert, geht nächtlich sein Geist in der Irre, und zur Tageszeit sind seine Wuthausbrüche furchtbar. Ich sage Ihnen, es ist ein Gewitter in der Luft; ziehen Sie nicht den Donner auf Ihr Haupt herab!“ — Er stellte sich zwischen Gilbert und die Pforte und fügte sehr ernst und dringend hinzu: „Hand aufs Herz, was wollten Sie hier? Haben Sie mein junges Väterchen gesehen? Plauderte er mit seiner Seele? Dann verstanden Sie was er sagte, denn er redet immer Französisch mit ihr. Russisch spricht er nur so viel wie nöthig ist um mich zu schelten. Sagen Sie mir, was haben Sie gehört? Ich will es wissen!“

„Beruhige Dich,“ antwortete Gilbert. „Gibt es hier Geheimnisse, so kann ich sie nicht verrathen. Er hat nur gejammert, den Heiligen geflucht und geweint. Glaube mir nicht, daß ich hierher gekommen bin um zu spioniren und ihn auszufragen. Da er Kummer hat, so wollte ich ihm zu seinem Trost die Freudenbotschaft meiner nahen Abreise bringen; aber ich hatte nicht den Muth, mich ihm zu zeigen, und überdies bin ich mir jetzt nicht klar darüber, was ich thun werde.“

„Ja, Sie werden wohl daran thun, abzureisen,“ antwortete der Leibeigene lebhaft; „aber thun Sie's heimlich, ohne Jemanden davon zu benachrichtigen. Wenn Sie es wünschen, werde ich Ihnen die Mittel schaffen. Sie sind zu neugierig um länger hier zu bleiben. Schon

ist ein gewisser Verdacht auf Sie gerichtet, den ich bekämpft habe. Wie unvorsichtig Sie aber auch sind!"

Damit zog Iwan die Kerze aus der Tasche, welche Gilbert in der Schreckensnacht hatte fallen lassen, und fuhr, sie ihm zurückgebend, fort:

„Glücklicherweise habe ich sie gefunden und aufgehoben, und ich will Ihnen wohl, Sie wissen, weshalb. Aber bevor Sie von hier gehen" — fügte er heimlich hinzu — „schwören Sie mir, während der Zeit, daß Sie noch hier sind, nie wieder diese Gallerie zu betreten, noch zur Nachtzeit durch die andere zu streifen. Ich sage Ihnen, es gilt Ihr Leben!"

Während der Mittagstafel wurde an diesem Tage wenig gesprochen. Der Graf befand sich in einer nervösen Aufregung, welche er zu verbergen suchte. Stephan war ruhiger als man's hätte erwarten dürfen, aber es lag etwas Auffallendes in seinem Blick. Der Pater Alexis allein war der Alte.

Beim Nachtisch fiel es Gilbert auf, daß Stephan, welcher sonst immer Wasser trank, drei Gläser feurigen Marsala-Weines nach einander hinunterstürzte. Die Wirkung blieb nicht aus; sein Gesicht wurde roth, sein Blick unstät. Er schien angelegentlich mit der Betrachtung der apokalyptischen Figuren des Plafonds beschäftigt, wendete sich dann plötzlich zu seinem Vater, und es geschah das Unerhörte, daß er eine Frage an denselben richtete.

„Ist es wahr, daß zuweilen Menschen aus Versehen lebendig beerdigt worden sind?"

„Das ist ausgemacht."

„Gibt es denn kein sicheres Zeichen, den Tod zu ermitteln?"

„Die Einen bejahen, die Andern verneinen es. Man hat mir von einem erfrorenen Menschen erzählt, welcher im Hospital secirt wurde, Als der Operateur ihn öffnete, sah er, daß das Herz in der Brust schlug. Er ergriff die Flucht und läuft noch heute."

„Aber wenn man eines gewaltsamen Todes stirbt — z. B. durch Vergiftung?"

Selbst dann kann man sich täuschen. Die Physiologie ist ein großes Geheimniß."

„O es muß schrecklich sein, wenn man erwacht und mit dem Kopf gegen den Sargdeckel stößt!“ sagte Stephan schaudernd.

„Das mag allerdings kein sehr angenehmes Abenteuer sein.“

Hier stockte die Unterhaltung. Stephan schien die Antwort seines Vaters sehr ergriffen zu haben. Sein Blick haftete nicht mehr an der Zimmerdecke, sondern auf seinem Teller. Er schenkte sich das vierte Glas voll, setzte es aber, als er's an die Lippen führte, mit einer Geberde des Ekels wieder hin.

Man brachte den Thee. Der Graf ließ seine Tasse abkühlen und forderte Gilbert auf, mit ihm im Zimmer zu promeniren. Vertraulich lehnte er sich auf seinen Arm und sie plauderten über die neuesten politischen Ereignisse. Stephan sah sie kommen und gehen; eine lebhafte Aufregung spiegelte sich auf seinem Gesicht. Plötzlich, als sie ihm den Rücken zuwendeten, zog er ein Papier aus der Tasche und schüttete dessen Inhalt in seinen Thee. Mehrmals wollte er die Tasse zum Munde führen, aber immer zögerte er wieder. Gilbert hatte von dem Allen nichts bemerkt; die Augen des Grafen aber waren, wo er auch ging und stand, unabläſſig auf die Bewegungen des Sohnes gerichtet. Endlich faßte Stephan einen gewaltigen Entſchluß und wollte die Tasse leeren; aber seine Hände zitterten so, daß er sie wieder hinstellen mußte.

„Nun, warum trinkſt Du nicht?“ fragte der Graf, sich zu seinem Sohne wendend. „Kalter Thee iſt ein ſchlechtes Getränk.“

Der Knabe zitterte immer heftiger, seine Blicke wurden gläſern. Plötzlich raffte er allen seinen Muth zuſammen, ergriff die Tasse und führte sie an den Mund; aber so wie sie seine Lippen berührte, riß der Graf sie ihm aus der Hand. Stephan ſtieß einen durchdringenden Schrei aus, warf sich im Seſſel zurück und ſchloß die Augen. Leminof betrachtete ihn mit verächtlichem, ironiſchem Lachen. Dann beugte er sich über die Taſſe, roch an ihr, tauchte den Löffel hinein, zog einige gelbliche Körner daraus hervor und zerrieb sie in den Händen, worauf er, so ruhig und gleichgültig als ſpräche er vom Wetter, ſagte:

„Es iſt Phosphor. Zündhölzchen haben ſchon manchen Todesfall veranlaßt. Aber die Doſis war nicht ſtark genug. Sie hätte Dir nur Bauchgrimmen verurſacht. Schämſt Du Dich nicht dieſer Kinderei? Was man thut, muß man ganz thun, und bei kaltem Blut. Wer ſich betrinkt, um einen Theatercoup auszuführen, iſt ein Feigling.

Beschäftige Dich lieber nicht mit solchen Faxen. Du hast kein Talent dazu."

Er zog die Klingel und sagte zu dem eintretenden Iwan:

„Der junge Herr wollte sich tödten, oder wenigstens stellte er sich so. Führe ihn auf sein Zimmer, bereite ihm ein beruhigendes Getränk und laß ihn schlafen. Du wirst die Nacht bei ihm bleiben."

Am nächsten Morgen stand der Pater Alexis früh auf und begab sich, wie gewöhnlich, in seine geliebte Capelle. In demüthiger Haltung ging er hin; sowie er aber die Schwelle überschritten hatte, richtete sich seine gebeugte Gestalt empor, und die Wolken schwanden von seinem Antlitz. Hier war er in dem Seinigen, hier fühlte er sich berechtigt, und stolz blickte er auf die Kunstwerke, welche, seinem Pinsel entsprungen, wenigstens für ihn einen unschätzbaren Werth besaßen. Sobald er sein Gebet verrichtet hatte, zog er sein geistliches Gewand ab und warf sein Arbeitscostüm, eine mit Oel- und Farbenflecken bedeckte Blouse, über. Dann krämpte er die Hemdärmel zurück, stieg auf eine Leiter und machte sich an die colossale Gruppe von Abraham, Isaak und Jakob, welche er eben unter Arbeit hatte.

So war er seit einer Stunde beschäftigt, als er plötzlich ein Geräusch von Schritten hörte. Lebhaft wendete er sich um und erblickte Gilbert. Vor Freude zitternd, warf er den Pinsel fort, sprang die Leiter hinab, stürzte auf Gilbert zu und ergriff ihn am Arm, mit einem Blick, welcher zu sagen schien: „Jetzt hab ich Dich und Du sollst mir nicht entgehen."

„Mein lieber Sohn" — rief er, nachdem der erste Ausbruch der Freude sich gelegt hatte — „welche glückliche Eingebung führt Dich an diese Stätte?"

„Herr Leminof fühlt sich heute unpäßlich, und ich glaubte meine Muße nicht besser verwenden zu können als dadurch, daß ich Ihnen meine Aufwartung machte."

„Das war eine vortreffliche Idee!" antwortete der Pope, ihn mit zärtlichen Blicken verschlingend. „Komm, komm, mein Sohn! Du sollst Alles sehen — Alles!"

Dies *Alles* wurde mit einer so energischen Betonung ausgesprochen, daß Gilbert sich dadurch nicht wenig beunruhigt fühlte, denn er war eigentlich nicht in die Capelle gekommen um die Wunderwerke

des guten Alexis zu betrachten. Dennoch fügte er sich geduldig in das Unvermeidliche, lobte wo er's irgend mit gutem Gewissen thun konnte, ging über das Abscheuliche schonend hinweg und unterbrach den Redefluß des würdigen Mannes endlich mit der Bemerkung, daß er über eine ernste Sache mit ihm zu reden habe.

Das Gesicht des Popen röthete sich. „Eine ernste Sache! Hast Du mir etwas zu beichten? Aber Du bist ja nicht rechtgläubig, mein Sohn! Wollte Gott, Du wärest es!"

„Ich wollte mit Ihnen über den Vorfall von gestern Abend reden und rechne dabei auf Ihre Verschwiegenheit, denn Sie sehen ein —"

„Ob ich's einsehe! Könnte man ahnen, daß wir uns über gewisse Dinge unterhalten, so wären wir Beide verloren. Sei unbesorgt, mein Sohn; dieser alte Mund birgt eine Zunge, welche nur Das sagt, was sie sagen will."

Gilbert erzählte jetzt die Vorgänge des gestrigen Tages.

„Unglückliches Kind!" rief der Pope. „Er wollte sich also wirklich umbringen! Welch sträfliche Thorheit! Ein finsterer Geist muß sich seiner bemächtigt haben, und ich muß ernsthaft mit ihm reden."

„Ich zweifle nicht im Geringsten an der Gewalt Ihrer Beredtsamkeit; ein wenig Glück aber würde dem armen Jungen heilsamer sein als die besten Rathschläge."

„Glück? Nun ja, sein Leben ist etwas einförmig. Es gibt gewisse Erziehungsregeln —"

„Es handelt sich hier nicht um Erziehungsregeln, sondern um einen Vater, welcher seinem Sohn ewigen Haß geschworen hat!"

„Heilige Jungfrau, wie magst Du nur solche Dinge in den Mund nehmen, mein Sohn? Das sind keine Worte, welche Gott wohlgefallen. Laß sie nie wieder über Deine Lippen kommen — das wäre weder klug noch menschenfreundlich!"

Gilbert ließ sich nicht irre machen und sprach noch düstrere Vermuthungen aus als er hegte, in der Hoffnung, dadurch die erwünschten Aufklärungen zu erhalten. Der Erfolg dieser Kriegslist übertraf seine Erwartungen.

„Ich habe vernommen," sagte er, „daß Herr Leminof seine Frau liebte, daß sie ihm untreu wurde, daß er endlich Verdacht schöpfte und sich rächte."

„Falsch, falsch!“ rief der Pope mit tiefer Bewegung. „Hört man Dich reden, so könnte man glauben, der Graf hätte seine Frau umgebracht. Man hat Dir sträfliche Lügen ins Ohr geraunt! Die Wahrheit ist, daß die Gräfin Olga sich vergiftete. Als sie den Tod nahen fühlte, fürchtete sie sich und flehte um Hülfe, aber es war zu spät. Dann ließ sie mich holen, und ich kam eben noch zu rechter Zeit, um ihre Beichte zu empfangen. O es war eine schreckliche Scene, mein Sohn! Warum mußt Du mich daran erinnern? Und welche verleumderische Zunge —“

„Man hat mir ferner gesagt,“ fuhr Gilbert ruhig fort, „daß Herr Leminof nach diesem traurigen Ereigniß die Orte, welche Zeugen seiner Entehrung waren, verließ und sich nach Martinique begab. Dort angekommen, verlor er nach wenigen Monaten eins seiner Kinder, eine Tochter, und irre ich mich nicht, so wurde ihr Tod beschleunigt durch —“

„Wieder eine Verleumdung!“ unterbrach ihn der Pope und blickte ihm fest ins Auge. „Das junge Mädchen starb am Gelben Fieber. Nie hat der Graf Kostia einen Finger gegen eins seiner Kinder erhoben. Welche Vipernzunge —“

„Es ist wenigstens keine Verleumdung, zu behaupten, daß er zwei starke Gründe hat, seinen Sohn nicht zu lieben. Erstens grollt er ihm, weil er das lebende Bild seiner Mutter, und außerdem zweifelt er vielleicht daran, daß er wirklich sein Sohn ist.“

„Ein gottloser Zweifel, den ich bis aufs äußerste bekämpft habe. Dies Kind wurde neun Jahre vor dem ersten und einzigen Fehltritt seiner Mutter geboren. Ich hab' es gesagt und wiederholt. Man antwortet mir, es sei sechs Jahre nach dem Abschluß einer Heirath zur Welt gekommen, welche vom Himmel zur ewigen Unfruchtbarkeit verdammt zu sein schien — ein fataler Umstand, dem sich nichts entgegensetzen läßt, wenn einmal das Herz dem Verdacht geöffnet ist. Aber noch einmal, wer sagte Dir —“

„Noch Eins. Bevor er Rußland verließ, bot der Graf alles Mögliche auf, um den Geliebten seiner Frau zu entdecken. Sein Verdacht fiel auf einen seiner intimsten Freunde, Namens Morlof. In blinder Wuth forderte er ihn, und doch war Morlof unschuldig.“

„Sagte man Dir, er hätte ihn ermordet? Wieder eine Verleum-

dung! Er tödtete ihn im redlichen Duell. Allerdings eine große Sünde; aber die Polizei hat die Sache vertuscht und die Kirche den Mantel der Absolution darüber gebreitet."

„Ach," erwiderte Gilbert, „wenn auch die Kirche ihre Absolution spendet, so kann doch das Gewissen des Mörders ihm nicht vergeben. Er flucht der Hand, die unschuldiges Blut vergossen hat, und sucht merkwürdiger Weise die Flecken dadurch abzuwaschen, daß er die Hand in das Blut des wirklich Schuldigen taucht. Seit sechs Jahren wird diesem Schuldigen unverdrossen nachgespürt, selbst in den Eingeweiden der Erde würde man ihn noch suchen, und stände sein Name in einem lebenden Herzen geschrieben, so würde man dies Herz mit der Degenspitze aus der Brust reißen, um die Blut- und Feuerschrift zu entziffern."

Gilbert's Stimme zitterte. Er hatte plötzlich vergessen, wo er sich befand und zu wem er sprach. Er glaubte die Scene im Corridor noch einmal zu erleben und wiederum die schrecklichen Worte zu vernehmen, welche ihm das Blut in den Adern erstarren ließen. Der Priester wurde von einem convulsivischen Zittern ergriffen, aber bald faßte er sich wieder. Langsam richtete er sich empor und stand mit verschränkten Armen Gilbert gegenüber. Schon seit einigen Augenblicken war sein Gesicht sowol wie seine Sprache edler geworden, und in diesem Moment war eine vollständige Verwandlung mit ihm vorgegangen. Gilbert hatte nicht mehr den furchtsamen Schwächling vor sich, welchen eine gerunzelte Stirn erbeben ließ und dem ein schmackhaftes Gericht über alles ging. Die großen, weit offnen Augen glänzten in ihren tiefen Höhlen gleich brennenden Kohlen, und die von einem bittern Lächeln gekräuselten Lippen schienen bereit, die Donner des Bannfluchs zu schleudern. Eine wahrhaft hoheprieſterliche Majestät hatte sich wie durch ein Wunder auf diese Stirn gelagert. Gilbert konnte kaum seinen Augen trauen, und schweigend, mit ehrfurchtsvollem Staunen, betrachtete er den *neuen* Pater Alexis, welcher sich plötzlich vor ihm enthüllte.

Alexis! murmelte der Priester, zu sich selber redend. Wie einfältig Du bist! Die geringste Schmeichelei und Gaukelkunst genügt also noch immer, Deine Eitelkeit zu bethören und Dein Mißtrauen zum Schweigen zu bringen? Wußtest Du denn nicht, daß dieser junge Mann der

vertraute Freund Deines Herrn sei? Dann fuhr er zu Gilbert gewendet fort: „Man hat also geglaubt, mich durch Dich zum Reden bringen zu können. Und Du selbst glaubst, ein plumper Kunstgriff genüge, um mir ein seit sieben Jahren treu bewahrtes Geheimniß zu entreißen! Junger Thor, kehre zu Dem zurück, welcher Dich gesandt hat, und wiederhole ihm getreulich meine Worte. Eines Tages, es war auf Martinique, in einem abgelegenen Hause, in der Nähe einer Vorstadt von Saint Pierre. Laß mich ausreden, junger Mann; meine Erzählung wird nicht lang sein. Stelle Dir einen großen, dunkeln Saal mit einem Tisch in der Mitte vor. Gegen Mittag schloß man mich darin ein, am Abend des nächsten Tages war ich noch dort, und seit dreißig Stunden hatte ich nichts gegessen und getrunken. Als die Nacht kam, legte man mich der Länge nach auf den Tisch—; man band mich, man würgte mich. Dann sah ich ein Gesicht über mich gebeugt, wie Dir selbst der scheußlichste Traum kein grauenhafteres vorspiegeln kann; ein Mund, welcher grinste wie der eines Verdammten, neigte sich zu meinem Ohr und sagte: „Pater Alexis, ich will Dein Geheimniß haben, und ich *werde es haben*.“ Ich redete nicht! Die Stricke wurden mit einer Walze zusammengezogen, und ich redete nicht! Man stellte mir Gewichte auf die Brust, und ich redete nicht! Man zog mir glühende Zwangsschuhe an, und ich redete nicht! Meine Knochen krachten, und ich redete nicht! Ich sah mein Blut springen, und ich redete nicht! Eine rothe Wolke lagerte sich vor meine Augen; ich fühlte, wie mein Herz erstarrte, und glaubte, ich würde sterben. Dann endlich redete ich, und ich sagte: „Graf Leminof, Du kannst mich tödten, aber das Geheimniß des Beichtstuhls kannst Du mir nicht entreißen!“

Bei diesen Worten beugte der Priester sich nieder, entblößte seinen rechten Fuß und ließ Gilbert das zerquetschte, ausgedörrte Fleisch, die durch die Tortur zerbrochenen und verstümmelten Knochen sehen. Nachdem er den Fuß wieder bedeckt hatte, trat er drei Schritte zurück, als wendete er sich fort von einer Schlange, streckte die Arme gen Himmel und rief mit Donnerstimme:

„Gottes Fluch über die Vipern, welche das Gesicht der Taube annehmen! O Salomon, wie wahr sagst du in deinen Weißheitsregeln: Spricht er freundlich zu dir, so traue ihm nicht, denn in seinem Herzen wohnt eine siebenfältige Verdammniß!“

Während der Erzählung des Popen hatte Gilbert sich einiger räthselhafter Worte des Nachtwandlers erinnert, denen er keinen Sinn zu geben vermochte: „Legt den Schwarzrock auf den Tisch! Schraubt die Schuhe fester!“ Dieser Schwarzrock war also der Pater Alexis. Er stand auf, betrachtete den Priester mit bewundernden Blicken und murmelte leise: „Gott, welch ein Räthsel ist doch das Menschenherz! Welche Entdeckung habe ich hier gemacht!“ Er wollte sich Alexis nähern; dieser aber wich vor ihm zurück, streckte noch immer drohend die Arme gen Himmel und rief: „Fluch den Vipern, welche das Gesicht der Taube annehmen!“

„Und ich“ — rief Gilbert begeistert — „sage: Ewiges Heil den Lippen, welche die glühenden Kohlen küßten und ihr Geheimniß bis zum Tode bewahren! — Mein Vater,“ fuhr er ehrfurchtsvoll fort, „verzeihen Sie den Schmerz, welchen ich Ihnen bereitet habe. Und bleibt vielleicht auch jetzt noch ein Rest von Mißtrauen in Ihnen zurück, so hören Sie was ich sage, denn ich beabsichtige Sie zu meinem Vertrauten zu machen und mich dadurch vollständig in Ihre Gewalt zu geben.“ Er erzählte ihm die Scene im Corridor und gab dem heldenmüthigen Priester noch einmal seine Bewunderung zu erkennen.

„Spare Deine Lobeserhebungen,“ erwiderte dieser. „Hätte ich das Geheimniß des Beichtstuhls verrathen, so würde ich der ewigen Verdammniß anheimgefallen sein. Ich habe meine Pflicht erfüllt, und jeder redliche Priester hätte gerade so gehandelt. Es verdrießt mich, daß ich Dir die Geschichte von den Zwangsschuhen erzählt habe; Niemand hat sie vor Dir vernommen, und sie war schon fast meinem Gedächtniß entfallen. Ich habe Alles vergeben, und darüber würdest Du Dich nicht wundern, wenn Du gleich mir Zeuge der Verzweiflung dieses Mannes gewesen wärst. In wenigen Monden war er um zwanzig Jahre gealtert. Er schlief nicht und war halb wahnsinnig. Er hat etwas von Peter dem Großen an sich. Sein Wille ist Eisen, seine Leidenschaften sind Feuer. Er wurde geboren um Czar zu sein, ein Kaiserreich zu beherrschen und seine Feinde zu zermalmen. Bei Gott, stelle Dich ihm nicht in den Weg; er würde Dich zerbrechen wie ein Glas! Du kennst seine Wuth noch nicht, aber seine inneren Qualen kannst Du nach den Seufzern ermessen, welche Du in jener Nacht vernommen. Wahrlich, er verdient Mitleid. Er liebte seine Frau. Sie

war wunderschön. Du kannst das schon an dem Kinde abnehmen, welches ihr gleicht wie ein Täubchen der Taube. Er liebte sie wie der Sultan seine Favorite. In seinen Augen war sie ein kostbares Kleinod, ein Smaragd, ein Diamant, den er in der Sonne spielen ließ. Aber vor allen Dingen war sie sein Eigenthum, und nie bewachte ein Herr seine Sclavin mit größerer Eifersucht. Jetzt sei aufrichtig gegen mich; hast Du mir Alles gesagt, was Du im Corridor hörtest? Hast Du wirklich nicht noch mehr in Erfahrung gebracht? Kannst Du's beschwören? Gut, dann bin ich beruhigt! Liebes Kind, bringe die Nacht in Deinem Bette zu, es könnte Dir sonst ein Unglück passiren. Ueberdies wäre es verlorene Mühe, denn irre ich mich nicht, so wird er sich während der Dauer der Krisis einschließen lassen. Gewöhnlich beginnt sie am achten Juli, dem Todestag seiner Frau; dies Mal ist sie früher gekommen und hat ihn überrascht."

Gilbert konnte die Frage nicht unterdrücken, warum der Pope, nachdem er so mißhandelt worden, noch länger beim Grafen habe bleiben können. „Das ist eine Frage," antwortete dieser naiv, „welche ich mir selbst noch kaum vorgelegt habe." Nach kurzem Nachdenken fuhr er fort:

„Ich habe mich so lange nicht mit einer guten Seele unterhalten, daß ich jetzt die Gelegenheit benutzen und mich einmal aussprechen will. Meine Frau starb einen Monat nach der Gräfin. Das, denkst Du wol, war ein Glück für mich; aber nach den Gebräuchen unserer Kirche hätte ich jetzt ins Kloster gehen müssen, und dazu hatte ich keine Neigung. So stand es mit mir, als ich eines Tages einen Besuch vom Grafen Kostia empfing. Er bethörte mich durch Schmeicheleien, theilte mir mit, daß er eine Zerstreuungsreise zu unternehmen gedenke, und bat um meine Begleitung. Nichts konnte mir erwünschter sein. Kaum aber waren wir auf Martinique angelangt, so ließ er die Maske fallen und sagte, was er von mir wolle. Als ich ihn abfertigte, versuchte er's bald mit Bitten und Versprechungen, bald mit Drohungen, bis er endlich zur Folter griff. Es war eine schreckliche Zeit. In einer Nacht wachte ich auf und sah ihn auf dem Rande meines Bettes sitzen. Er hielt mir ein Pistol vor die Brust und drohte mir mit dem Tode, wenn ich nicht mein Schweigen bräche. Ich zeigte auf das Kruzifix an meiner Brust. Als dies und selbst die Tortur nicht angeschlagen,

versuchte er's, nachdem ich von den Folgen der Marterung einigermaßen hergestellt war, mit einer andern Methode. Entbehrung, Einsperrung, enge Gefangenschaft. Meine Pinsel wurden ins Feuer geworfen, meine Gemälde zertrümmert, nicht einmal einen Bleistift durfte ich anfassen. Das war zu viel. An meinen hohlen Augen und Wangen sah er, daß es mit mir zu Ende ging, und er durfte mich doch nicht sterben lassen ohne mir mein Geheimniß entrissen zu haben. Aus Berechnung behandelte er mich fortan leidlich. Auch mußt Du nicht glauben, daß dieser Mann ohne gute Eigenschaften ist. Er nennt meine Gemälde Schmierereien, aber die Kosten meiner Malerei sind ihm nie zu hoch gewesen, alles steht mir zur Verfügung, und das läßt mich über manche Unbill hinwegblicken. Und wollte ich auch fortgehen — meinst Du, er ließe mich mit meinem Geheimniß ziehen? Ueberdies bin ich alt, und selbst ein alter Adler mag sich nicht von seinem Käfigt trennen."

Alexis verbreitete sich noch mit Wärme über die verstorbene Gräfin Olga, deren Fehltritt in Abwesenheit ihres Mannes er nur der Schwäche beimaß. Allen Fragen aber, die Gilbert in Betreff Stephan's an ihn richtete, wich er geschickt aus. Als Gilbert sich schon zum Gehen gewandt hatte, hielt er ihn zurück und sagte leise:

„Höre, mein Sohn, ich will Dir ein Geheimniß anvertrauen. Die Gemälde, welche Du hier erblickst, sind nicht nur Monumente der Kunst, an welchen noch die späte Nachwelt sich erquicken wird, sondern auch ein Mittel, welches den Segen der heiligen Dreieinigkeit auf unser Haupt herabziehen sollte. Eines Tages legte ich das Gelübde ab, auf diesen Mauern alle Glorie der Religion zu vereinigen, und bat dafür die heilige Jungfrau, nach vollendeter Arbeit ein großes Wunder zu verrichten, welches allen Leiden der Bewohner dieses Hauses ein Ende mache. In einer Nacht ist sie mir erschienen, und — doch lassen wir's gut sein. Ich habe eine geschwinde Hand und schmeichle mir mit der Hoffnung, daß in drei Monaten —"

Gilbert verneigte sich lächelnd und ging hinaus. Ein sonderbarer Priester! murmelte er vor sich hin. — Ein sonderbarer junger Mann! sagte der Pater Alexis und machte sich wieder an die Arbeit.

Nach der Unterhaltung mit dem Popen brachte Gilbert eine lange Stunde an seinem Fenster zu. Was seine Aufmerksamkeit fesselte, war weder der Rhein, noch der Abgrund, noch die Berge, noch die Wolken,

sondern der Raum, auf den seine forschenden Blicke sich beschränkten, wurde im Westen vom großen, viereckigen Thurm, im Süden durch einen Giebel, im Norden durch eine Dachruine begrenzt — kurz, der Gegenstand seiner Betrachtungen waren zwei parallel laufende Dächer, von denen das eine zwölf Fuß höher als das andere gelegen war, während sich beide schroff zu einem furchtbaren Abgrunde hinabneigten. Als er endlich das Fenster schloß, sagte er vor sich hin: Es ist nicht so schwer wie ich dachte. Zwei Strickleitern werden dazu hinreichen.

Da Graf Leminof sich zu unpäßlich fühlte, um sein Zimmer verlassen zu können, so speiste Gilbert allein in seinem Thurme, worauf er einen Spaziergang am Ufer des Rheines machte. In dem Augenblick als er vom Fußsteig aus in die Heerstraße bog, sah er dreißig Schritt vor sich Stephan und Iwan daherkommen. Als der junge Mann seiner ansichtig wurde, machte er seiner Verstimmung in einer zornigen Geberde Luft, wendete das Gesicht ab und setzte sein Pferd in vollen Galopp, so daß Gilbert eben nur die Zeit blieb, in den Graben zu springen. Im Vorüberreiten warf Iwan ihm einen traurigen Blick zu, schüttelte den Kopf und setzte den Finger an die Stirn, als wollte er sagen: Sie müssen ihm verzeihen; der arme Junge ist sehr, sehr krank!

Gilbert eilte aufs Schloß zurück, und als er die Terrasse erreicht, erblickte er den Leibeigenen, welcher, gegen einen Flügel der Thür gelehnt, Schildwache zu stehen schien.

„Iwan," sagte Gilbert, auf ihn zutretend, „Du scheinst Jemanden zu erwarten."

„Ich hörte Sie kommen und hielt Sie für Bladimir Paulowitsch. Das Geräusch Ihrer Schritte hat mich getäuscht; Sie pflegen sonst anders zu gehen."

„Du bist ein feiner Beobachter. Aber wer ist Bladimir Paulowitsch?"

„Ein Arzt aus meinem Vaterlande, der zwei Monate bei uns wohnen wird. Der Graf fühlte sein Uebel kommen und schrieb ihm vor vierzehn Tagen. Bladimir Paulowitsch reiste sofort ab, und vorgestern schrieb er aus Berlin, er werde heute Abend hier sein. Ich sage Ihnen, dieser Bladimir ist ein Arzt ohne Gleichen. Ich wollte, er wäre schon hier."

„Sag' mir, lieber Iwan, iſt Dein junger Herr im Garten?"

„Er ſitzt dort unten, im Schatten der Trauereſche."

„Dann mußt Du mir erlauben, mich einen Augenblick mit ihm zu unterhalten, und darfſt Koſtia Petrowitſch nichts davon ſagen. Du weißt, ſehen kann er uns dort nicht. Er liegt im Bett, und ſtände er auch auf, ſo kann er doch von ſeinem Fenſter aus nur den inneren Hofraum überſchauen."

Iwan's Stirn furchte ſich. „Unmöglich, unmöglich!" antwortete er.

„Unmöglich? Warum? Nur weil Du's nicht zugeben willſt."

„Und erlaubte ich's auch, glauben Sie, daß Stephan einwilligen würde? O, Sie wiſſen noch lange nicht, wie wüthend er Sie haßt! Schon der Laut Ihrer Stimme genügt, um ihn in die Flucht zu jagen. Heute iſt er überdies ſehr ſchlecht gelaunt. Haben Sie nicht bemerkt, wie er ſein Pferd antrieb, um Sie über den Haufen zu rennen? Um acht Uhr ritten wir fort. Sonſt galloppirt er gern und läßt Soliman Capriolen aufführen. Heute aber mochte er nur im Schritt reiten. Seine zuſammengepreßten Zähne öffneten ſich keinen Augenblick. Nicht ein Wort, nicht eine Silbe! Den Kopf ſenkend, ſah er nichts und hörte nichts. Um Mittag kehrten wir ein, um zu frühſtücken, aber er wollte nichts genießen, und ich mußte ihn dazu zwingen. Erſt nachdem wir wieder in den Sattel geſtiegen waren, fing er an zu ſprechen, aber beſſer wäre es geweſen, er hätte geſchwiegen. Mein Gott, wenn der Pater Alexis ihn gehört hätte! Er läſterte den Himmel, und verfluchte ſich ſelbſt tauſend Mal, daß er nicht den Muth gehabt hatte, ſich umzubringen. Und einen Augenblick ſpäter ſagte er: „Alles in Allem genommen, freut es mich doch, daß ich nicht todt bin, denn es bleibt mir jetzt noch möglich, mich an meinen Feinden zu rächen. Gelingt es mir nicht, ſo wird der Gram mich tödten. Wozu bedarf ich des Giftes? Bevor zehn Monate vergehen, bin ich doch todt."

„Iwan, lieber, beſter Iwan, ich muß durchaus mit Deinem jungen Herrn reden. Ohne mein Verſchulden habe ich ihm die Demüthigung zugezogen, welche ihn jetzt lebensüberdrüſſig macht. Er verkennt meine Geſinnung, ſetzt die ſchwärzeſten Pläne bei mir voraus, und die härteſte Strafe wird es fortan für ihn ſein, mit mir an demſelben Tiſche zu ſpeiſen. Erlaube mir, mich ihm gegenüber zu erklären. In zwei Minuten werde ich ihn davon überzeugen, daß ich nicht ſein Feind bin."

Endlich gab Iwan nach, aber nur unter gewiſſen Bedingungen. Gilbert mußte feierlich verſprechen, ſeine Gewiſſenhaftigkeit nicht zum zweiten Mal auf eine ſolche Probe zu ſtellen. „Verſuchen Sie es noch einmal, ſich ihm heimlich zu nähern, ſo kann ich ihn nicht mehr ausgehen laſſen, und da Sie alsdann ſeine Haft verſchulden, hat er ein Recht, Sie für ſeinen Feind zu halten.“ Iwan ſeinerſeits gelobte, dem Grafen nichts von dieſer Unterredung zu ſagen. „Erinnere Dich, Bruder“ — ſchloß der Leibeigene ſeine Ermahnungen — „daß dies die letzte ſträfliche Gunſt iſt, welche Du von mir verlangſt. Du biſt ein braver Mann, aber zuweilen ſollte man glauben, Du hätteſt Belladonna gefreſſen.“

Stephan war von der Bank aufgeſtanden. Gegen das Geländer der Terraſſe gelehnt, mit hängenden Armen, den Kopf auf die Bruſt geſenkt, war er in ſo tiefe Träumereien verſunken, daß Gilbert ihm von hinten bis auf zehn Schritte nahen konnte ohne ſeine Aufmerkſamkeit zu erregen. Aber plötzlich ſchreckte er auf, warf den Kopf heftig zurück und ſtampfte mit den Füßen auf den Boden.

„Fort mit Ihnen!“ rief er. „Gehen Sie fort, oder ich hetze Boraz auf Sie!“

Boraz war die Bulldogge, welche ihm zur Nachtzeit Geſellſchaft leiſtete und jetzt zu ſeinen Füßen auf den Stufen kauerte. Wie alle Wachthunde des Schloſſes, war er ein Thier von der ſtärkſten und gefährlichſten Sorte.

„Da ſehen Sie,“ ſagte Iwan, Gilbert am Arm zurückzerrend, „Sie haben hier nichts zu thun.“

Gilbert machte ſich ſanft los und fuhr fort, ſich Stephan zu nähern.

„Gehen Sie mir aus den Augen!“ hub Stephan wieder an. „Warum ſtören Sie mich in meiner Einſamkeit? Wer gibt Ihnen das Recht, mich zu verfolgen und mir nachzuſpüren? Wie können Sie die Frechheit haben, mir gegenüberzutreten, nachdem —“

Er ſtockte. Aufregung und Wuth erſtickten ſeine Stimme. Während einiger Minuten ſah er bald auf Gilbert, bald auf den Hund; dann kam er zu einem andern Entſchluß und wendete ſich, um zu gehen. Gilbert vertrat ihm den Weg. „Schenken Sie mir eine Minute Gehör,“ ſagte er mit ſanfter, von inniger Bewegung durchzitterter Stimme. „Ich bringe Ihnen eine gute Nachricht.“

„Sie?“ rief Stephan bitter. „Sie, Sie? Eine gute Nachricht?“

„Ja, ich, denn ich verkünde Ihnen meine nahe bevorſtehende Abreiſe.“

Stephan öffnete die Augen weit und wich langſam bis zur Mauer zurück.

„Was, Sie gehen fort? Wahrlich, das iſt eine ebenſo frohe wie unerwartete Botſchaft. Aber die Mühe, mir das zu ſagen, hätten Sie ſich erſparen können, denn es wäre mir ohnedies verkündet worden. Gehen Sie fort, ſo muß die Sonne heller, das ganze Daſein erträglicher werden. Aha, ich verſtehe, der Schimpf, welchen Ihnen der brave Fritz auf meinen Befehl applicirt, iſt Ihnen alſo doch unverdaulich geweſen und die Satisfaction genügte Ihnen nicht. Sie haben Recht, denn ich ſchwöre bei dem heiligen Georg, daß mein Herz von den Entſchuldigungen, welche meine Lippen ſtammelten, nichts wußte. Ich, auf den Knieen vor Ihnen! Hölle und Schande! Ich ſagte Ihnen ja gleich, daß ich nur dem Zwange nachgebe. Ebenſo gut könnte ich jetzt meinem Hunde befehlen, Sie mir zu Füßen zu legen!“

Gilbert ſchwieg, zog ſeine Brieftaſche hervor und überreichte Stephan den Brief, welchen er ihm am Abend zuvor geſchrieben hatte.

„Was ſoll ich mit dem Wiſch?“ fragte Stephan mit einer wegwerfenden Geberde. „Sie haben mir's ja ſchon geſagt, und das genügt. Alles Uebrige könnte meinem Glück nur Abbruch thun.“

„Leſen Sie. Bereite ich Ihnen ein ſo großes Vergnügen, ſo können Sie mir ſchon einen kleinen Gefallen erweiſen.“

Stephan zögerte noch einen Augenblick; aber die alltägliche Einförmigkeit ſeines Lebens ließ ihm Zerſtreuung als eine Wohlthat erſcheinen, und ſo trug die Neugier den Sieg über Haß und Verachtung davon.

„Das iſt kein übler Brief,“ ſagte er während des Leſens. „Ein beredter Styl, eine bewundernswürdige Handſchrift. Das Ganze läßt ſich mit dem Knoten Ihrer Cravatte vergleichen. Beides iſt ſo correct, ſo methodiſch und geſchniegelt, daß es unausſtehlich wird.“

Gilbert löſte lächelnd den Knoten ſeiner Cravatte und ließ die beiden Enden auf die Weſte herabhängen.

„O, geben Sie ſich keine Mühe; wir ſind ja nur noch ſo kurze Zeit

beisammen, daß es eine Sünde wäre, wenn Sie meinetwegen Ihren liebsten und abscheulichsten Gewohnheiten entsagen wollten."

Gilbert ließ sich die Ungezogenheit des Knaben nicht verdrießen und bemerkte mit einiger Befriedigung, daß Stephan den Brief zum zweiten Mal durchlas.

„Wie hübsch diese Zeilen sind. „Ich schwöre Dir, daß meine Augen voll von Thränen waren!" Haben Sie diese kostbaren Thränen auch gezählt? Aber ich will nachsichtig sein, denn etwas in diesem Briefe gefällt mir. Sie sind doch klug genug gewesen, meiner angeblichen Abbitte keinen Werth beizulegen. O gesegnet, tausend Mal gesegnet sei die Stunde, welche mich von Ihrer Gegenwart befreit! Gesegnet seien die Hände, welche Ihnen bei den Vorbereitungen behülflich sind, die Pferde, welche Sie entführen, gesegnet sei die Staubwolke, welche Sie dort an der Ecke meinen Blicken entziehen wird!"

„Bitte, schöpfen Sie Athem," erwiderte Gilbert ruhig, „und lassen Sie mich auch einmal zu Worte kommen. Mein Programm hat eine kleine Veränderung erlitten, und ich habe meine Abreise um acht Tage verschoben."

Das Gesicht Stephan's verdüsterte sich, und seine Augen sprühten wildes Feuer.

„Ich schwöre Ihnen bei meiner Ehre," fuhr Gilbert fort, „daß ich nach acht Tagen auf immer von Ihnen scheiden werde, falls Sie mich vor dem Ablauf dieser Frist nicht selbst bitten, hier zu bleiben."

„Welche Niedertracht! Welch ein durchtriebenes Complott! Jetzt ist mir alles klar. Durch Drohungen und Gewaltthätigkeiten will man mich zwingen, zum zweiten Mal die Kniee vor Ihnen zu beugen und mit gefalteten Händen zu winseln: „Bitte, bitte, gnädiger Herr, gewähren Sie uns auch ferner noch das Glück Ihrer unschätzbaren Anwesenheit!" Aber zu dieser Feigheit werde ich mich nie erniedrigen! Lieber sterben, lieber sterben!"

„Führen Sie nicht so irre Reden. Ihr Vater wird von unserer jetzigen Zusammenkunft nie etwas erfahren. Ich weiß nicht, ob Iwan uns versteht, aber er hat mir strenges Geheimniß gelobt, und ich vertraue ihm. Verschiebe ich meine Abreise, so will ich Ihnen lediglich Zeit lassen, über die Sache nachzudenken. Eine Woche ist ja kein Jahrhundert. Nach acht Tagen werden Sie mir ins Ohr flüstern:

Reisen Sie ab! oder: Bleiben Sie! und unverweilt werde ich mich Ihrem Wunsch fügen. Beharren Sie darauf, mich fortzutreiben, so werde ich meiner Abreise Gründe unterschieben, in denen Sie keine Rolle spielen."

Während Gilbert sprach, blickte Stephan ihn fest an, und bei den letzten Worten brach er in ein lautes Gelächter aus. „Nein, das ist doch zu stark! Sind Sie nicht ein Schurke, mein Herr, so müssen Sie verrückt sein. Können Sie wirklich glauben, daß —"

„Sie kennen mich nicht," fuhr Gilbert ernst fort. „Wer weiß, ob es zwischen uns nicht eine geheime Uebereinstimmung der Gesinnungen und Neigungen gibt, welche Sie nicht ahnen und aus der mit der Zeit eine innige Freundschaft entstehen kann?"

Stephan maß ihn mit verächtlichen Blicken. „Sie reden irre, mein Herr," antwortete er ruhig. „Verschonen Sie mich mit Ihren Albernheiten; meine Ehre gestattet mir nicht, mehr davon zu hören." Und als Gilbert versuchte, seine Hand zu fassen, trat er heftig zurück.

„Nur noch ein Wort," sagte Gilbert, ohne sich irre machen zu lassen. „Unterwerfen Sie mich einer Probe. Haben Sie vielleicht irgend eine Laune, welche ich mit Gefahr meines Lebens befriedigen könnte? Sehen Sie das Stück Quarz, welches dort über dem Abgrund hängt! Möchten Sie's nicht besitzen?"

Stephan ließ sich nicht herab, nach der angedeuteten Richtung zu blicken, und dennoch hatte die unerwartete Wendung des Gesprächs ihm ein gewisses Interesse eingeflößt, welches er unwillkürlich hervorblicken ließ. Endlich rief er ungestüm:

„Werfen Sie sich mir zu Füßen! Winden Sie sich im Staube, küssen Sie die Erde vor mir, und bitten Sie mich um Gnade und Vergebung! Um diesen Preis würde ich Ihnen zwar nicht meine Liebe, wol aber Nachsicht und Milde schenken."

„Unmöglich!" erwiderte Gilbert, den Kopf schüttelnd. „In dieser Beziehung gleiche ich Ihnen; knieen kann ich nur, wenn ein Stärkerer mich durch physische Gewalt dazu zwingt. O nein, dies Spiel würde mir für immer die Hoffnung rauben, jemals von Ihnen geachtet zu werden. Auch möchte ich bei der Prüfung, welche Sie mir auferlegen, irgend einer Gefahr trotzen."

Stephan konnte sein Staunen nicht verbergen. So hatte während

seines ganzen Lebens noch Niemand zu ihm gesprochen. Aber noch immer hielten Trotz und Hochmuth jede andere Empfindung gebannt.

„Nun, wenn Sie's nicht anders wollen" — sagte er hohnlächelnd und zog einen ledernen Handschuh aus der Tasche, den er zwischen den Händen rieb und der Bulldogge zuwarf, welche ihn auffing und zwischen den Zähnen hielt. „Voraz, laß dir den Handschuh deines Herrn nicht entreißen! — Nun, mein Herr, haben Sie etwa Lust, mir meinen Handschuh zurückzubringen? Ich würde Ihnen dafür unendlich verbunden sein."

„Das ist also die Probe, welcher Sie mich unterwerfen wollen?" antwortete Gilbert lächelnd.

Stephan blickte ihm fest ins Gesicht. Zum ersten Mal konnte er sich nicht enthalten, die edle Physiognomie, den geistvoll leuchtenden Blick Gilbert's, den imponirenden Adel seiner ganzen Erscheinung zu bewundern, und er empfand eine Unruhe, welche er vergeblich hinter höhnischen Worten zu verbergen suchte.

„Nein, mein Herr," erwiderte er, „es handelt sich hier nicht um eine Prüfung, sondern um einen Scherz, den wir im beiderseitigen Interesse nicht zu weit treiben dürfen. Dies Thier ist nicht gerade liebenswürdig. Hätten Sie das Unglück, meinen Voraz zu reizen, so wäre es mir unmöglich, seine Wuth zu beschwichtigen. Lassen Sie meinen Handschuh wo er ist, kehren Sie ruhig in Ihre Bibliothek zurück und denken Sie dort über ein wichtiges Problem der byzantinischen Geschichte nach. Das wird eine nicht minder gefährliche und Ihrem Heldenmuth mehr entsprechende Probe sein. Gute Nacht, mein Herr."

„Nein, erlauben Sie. Ich bin entschlossen, dies Abenteuer zu bestehen." Und Stephan, der ihn aufzuhalten suchte, sanft zurückstoßend, schritt er direct auf die Bulldogge zu.

„Nehmen Sie sich in Acht!" rief der junge Mann zitternd. „Reizen Sie das Thier, so sind Sie ein Kind des Todes!"

Unterdeß neigte sich Gilbert mit verschränkten Armen gegen den Hund vor und hielt seine Augen fest auf die des Thieres gerichtet. In dem Moment, als er glaubte, daß der Hund, durch den fixirenden Blick in Verwirrung gebracht, seine Beute am leichtesten fahren lassen werde, entriß er ihm schnell den Handschuh und schwang ihn hoch empor. In demselben Moment stieß Voraz ein wüthendes Geheul aus und wollte

dem Räuber an die Gurgel ſpringen. Aber Gilbert machte einen Satz rückwärts, wehrte den Sprung mit dem linken Arm ab, und der Rachen der Beſtie ſtreifte nur ſeine Schulter. Dennoch hielt Boraz ein langes Stück Tuch, einen Fetzen Leinwand und ein Stück blutenden Fleiſches im Maul. In trunkener Wuth wälzte er ſich mit dieſer Beute auf dem Raſen, verſchlang dieſelbe und wollte ſich von neuem auf den Feind ſtürzen.

„Werfen Sie den Handſchuh hin,“ ſchrie Iwan, „und klettern Sie auf die Eſche!“

„Ich werde den Handſchuh nur dem Eigenthümer zurückgeben, der mich darum gebeten hat,“ antwortete Gilbert, ſteckte ihn in ſeine Buſentaſche und zog ein Meſſer hervor. Noch hatte er nicht die Zeit gehabt, das Meſſer zu öffnen, als der Hund ſchon mit geſträubten Haaren und ſchäumendem Maul auf ihn zuſprang; aber in demſelben Moment fiel er, von einem blitzſchnellen Beilhieb Iwan's getroffen, mit gebrochenem Rückgrat nieder, wühlte wehrlos im Staube und hauchte mit einem dumpfen, heiſern Geheul ſein Leben aus.

„Danke, lieber Iwan!“ ſagte Gilbert, dem Leibeigenen die Hand drückend. Dann näherte er ſich Stephan, welcher am ganzen Leibe zitterte und das Geſicht mit den Händen bedeckte. „Da iſt Ihr Handſchuh,“ ſagte er mit ſanfter, freundlicher Stimme. „Beruhigen Sie ſich, ich bin noch am Leben. Aber leider mußte ich Ihnen einen neuen Kummer bereiten, denn *meine* Schuld iſt es, daß Iwan Ihren Hund getödtet hat. Können Sie's mir verzeihen?“

Stephan entfernte die Hände vom Geſicht, nahm den Handſchuh und verſuchte zu lächeln; aber beim Anblick des blutigen, verſtümmelten Armes rief er: „O was für eine ſchreckliche Wunde!“ und fiel ohnmächtig in Iwan's Arme.

„Bruder,“ ſagte der Leibeigene zu Gilbert, „da haſt Du etwas Schönes gemacht. Hatte ich nicht Recht, wenn ich behauptete, Du fräßeſt zuweilen Belladonna? Sieh, das Kind iſt ohnmächtig; ich muß es ſchnell auf ſein Zimmer tragen. Deine Wunde blutet ſtark; winde Dein Taſchentuch um den Arm. So, das iſt recht. Jetzt öffne uns ſchnell die Thür der geheimen Treppe. Gebe Gott, daß mir Niemand im Corridor begegnet. Komm, ſchnell! Sobald mein Väterchen

wieder bei sich ist, komme ich in Deine Kammer, um Dich auszukleiden und zu verbinden."

In drei Sätzen war Iwan mit seiner Bürde die Treppe hinauf. In seinem Zimmer angekommen, wollte Gilbert die Wunde untersuchen und das Taschentuch abnehmen. Aber er hatte so viel Blut verloren und empfand einen so heftigen Schmerz, daß auch seine Kräfte schwanden. Eine Wolke bedeckte seine Augen; er konnte sich nur noch in einen Lehnstuhl werfen und verlor das Bewußtsein.

Der Doctor Bladimir Paulowitsch kam gerade zur rechten Zeit, um Gilbert seinen Beistand zu leisten. Die Wunde war groß und tief, und bei der eben herrschenden Hitze hätte sie sich leicht entzünden können; aber der Doctor war ein Allerweltsgenie, und unter seiner Behandlung vernarbte die Wunde binnen kurzer Zeit. Er wendete Mittel an, die er allein kannte. Seine Medicin war so geheimnißvoll wie seine Persönlichkeit.

Eines Morgens, als Iwan, wie gewöhnlich, den Verband anlegte, fragte unser Freund ihn nach dem Character und der Geschichte des Doctors Paulowitsch. Vom Manne wußte Iwan nichts, desto mehr aber glaubte er von dem Doctor zu wissen. Die imposante Figur dieser stets in ein mysteriöses Dunkel gehüllten Persönlichkeit, die fast zauberhafte Gewalt seines durchdringenden Blickes, der nie von einem Lächeln erhellte Ernst seiner Züge, seine als Wunder betrachteten Curen, das alles hatte Iwan die feste Ueberzeugung eingeflößt, daß Bladimir Paulowitsch mit übernatürlichen Kräften begabt sei und mit den Geistern der Ober- und Unterwelt in directer Correspondenz stehe, und er empfand für ihn eine mit abergläubischer Scheu gepaarte Ehrfurcht. Er erzählte Gilbert, daß der jetzt vierzigjährige Doctor seit seinem fünfundzwanzigsten Jahre ein vom Grafen Kostia auf seinen Gütern gegründetes Hospital leite, und daß, Dank seiner Geschicklichkeit, dies Etablissement in ganz Rußland nicht seines Gleichen habe.

„Voriges Jahr," fügte der Leibeigene hinzu, „kam er her um den Grafen zu pflegen; er sagte ihm damals, daß die Krisis sich dies Jahr wieder einstellen werde, aber schwächer und zum letzten Mal. Alles ist gekommen, wie er's prophezeihte. Kostia Petrowitsch befindet sich schon viel besser, und ich will darauf wetten, daß der nächste Sommer verstreicht ohne daß er das Geringste von seinen Nerven merkt."

Als Iwan hinausgehen wollte, rief Gilbert ihn zurück, um ihn über Stephan zu befragen. Der Leibeigene hatte die größte Discretion beobachtet und seinem Herrn das Abenteuer auf der Terrasse so erzählt, daß Niemand dadurch compromittirt werden konnte. Nur machte es ihm Mühe, den Grafen zu überzeugen, daß nicht Stephan den Hund auf Gilbert gehetzt habe. „Lieber Bruder," fügte er in seiner familiär naiven Sprache hinzu, „was bewog Dich, dem armen Boraz den Handschuh meines Väterchens zu entreißen?"

„Er hatte mich herausgefordert und machte es mir zur Ehrensache. Allerdings war es eine große Thorheit, und Du kannst Dich darauf verlassen, daß ich es nicht zum zweiten Mal versuche."

„Das möchte ich Dir auch nicht rathen," erwiderte Iwan mit einem leichten Anflug von Ironie, „zumal da Du die Mühe und Schmerzen ganz umsonst gehabt hast. Schmeichelst Du Dir mit dem Glauben, durch Deine Heldenthat das Herz meines jungen Herrn erobert zu haben, so irrst Du Dich gewaltig. Schon seit mehreren Tagen hat er keinen Fuß auf die Terrasse gesetzt, nur um Dir nicht zu begegnen."

Diese Nachricht erfüllte Gilbert mit aufrichtiger Betrübniß, aber er ließ sich nichts davon merken. Warum, fragte er sich, geht Stephan mir mit solcher Hartnäckigkeit aus dem Wege? Ist es vielleicht eine Kriegslist, um die Aufmerksamkeit seiner Wächter einzuschläfern? Läßt eine falsche Scham ihn die Begegnung mit mir vermeiden? Oder ist es mir nur gelungen, den Haß, welchen er mir geschworen, noch bitterer zu machen?

Am folgenden Tage traf er zum ersten Mal wieder mit dem Grafen und dem Pater Alexis im Speisesaal zusammen.

„Sie müssen entschuldigen, daß Stephan nicht mit uns speist," sagte der Graf. „Er ist nicht krank, hat aber einen neuen Groll auf Sie geworfen, weil Sie den Tod seines Hundes verschulden. Mein lieber Gilbert, ich bitte Sie aufrichtig, sich durch den Unverstand meines Sohnes nicht verletzt zu fühlen. Ich habe ihm drei Tage bewilligt, in denen er sich eines Bessern besinnen mag. Verstreicht diese Frist ohne daß er sich Ihnen unbefangenen Herzens und mit freundlichem Gesicht gegenüberstellt, so soll er's bereuen."

„Aber wie kommt es, daß der Doctor Vladimir nicht mit uns speist?"

„Er hat mich gebeten, ihn für einige Tage zu dispensiren, denn er fühlt sich von der Sorgfalt, welche er mir angedeihen ließ, sehr angegriffen. Eine radicale Cur, verstehen Sie? Alljährlich bin ich während des Sommers nervösen Anfällen unterworfen, unter denen ich sehr leide. Apropos, Sie haben ja unsern bewundernswerthen Doctor mehrmals gesehen; was halten Sie von ihm?"

„Ich weiß nicht, ob er ein großer Gelehrter ist, halte ihn aber für einen Operateur ersten Ranges."

„Ein treffenderes Lob hätten Sie ihm nicht ertheilen können. Aber er ist auch ein aufopfernder Character; ich will Ihnen erzählen, wie er mir das Leben gerettet hat. Zwanzig Schritt von jenem Abgrund entfernt, gehen die Pferde mit mir durch. Der Doctor springt hinter einem Gebüsch hervor, stürzt sich ihnen entgegen, klammert sich an ihren Nasenlöchern fest und bringt sie zum Stehen. In dieser Position schwebt er über dem Abgrund, bis die zurückweichenden Pferde ihn in den Staub werfen. Von hier aus können Sie sich die ganze Scene vergegenwärtigen. Das Spaßigste aber kommt noch. Als ich ihm mit gebührender Wärme meinen Dank abgestattet hatte, antwortete er, sich den Staub von den Knieen wischend, ganz ruhig: „Im Gegentheil, Herr Graf, ich bin Ihnen zu Dank verpflichtet. Zum ersten Mal habe ich dort zwischen Tod und Leben geschwebt, und die damit verbundene Empfindung war für mich von hohem wissenschaftlichem Interesse." — Das nenne ich mir Kaltblütigkeit!"

„Daß er die Gewandtheit einer wilden Katze besitzt, überrascht mich nicht," antwortete Gilbert. „Aber es kommt mir vor, als wäre seine Kaltblütigkeit erkünstelt und sein ruhiges Gesicht nur eine Maske, hinter welcher sich heftige Leidenschaften verbergen."

„Das ist kaum das richtige Wort. Der Doctor kennt keine andere Leidenschaft als die des Wissens. Es gab eine Zeit, in der er sich einbildete, sterblich verliebt zu sein; aber bald entdeckte er seinen Irrthum, und seitdem ist er stets ein äußerst vernünftiger Mann gewesen."

Am Abend suchte Gilbert den Pater Alexis auf, welcher, am Fenster sitzend, behaglich sein Pfeifchen rauchte und ihn jubelnd empfing.

„Haben Sie nicht bemerkt," sagte der Pater, „daß Kostia Petrowitsch heute in überaus liebenswürdiger Laune war? Sagte ich Ihnen nicht, er könne ganz charmant sein? Vladimir Paulowitsch hat bereits

Wunderdinge an ihm verrichtet. Welch ein Arzt! Jammerſchade, daß er nicht an Gott glaubt; aber eines Tages wird ſich auch ſeinem Herzen das Thor der Gnade öffnen, und dann wird er der vollkommenſte Menſch auf der weiten Erde ſein."

„An Ihrer Stelle, ehrwürdiger Vater, würde ich ihn fürchten. Iwan hält ihn für einen Zauberer. Beſorgen Sie nicht, daß er Ihnen eines ſchönen Tages Ihr Geheimniß entreißt?"

„Iwan faſelt," antwortete der Pope achſelzuckend. „Wäre Wladimir ein Zauberer, hätte er dann nicht längſt das Geheimniß ergründet? Die Sache iſt, daß er den Grafen Koſtia liebt — er iſt ihm bis zum Fanatismus ergeben. Als er während der ſechsmonatlichen Abweſenheit des Grafen entdeckte, daß die Gräfin Olga ſich im dritten Monat ihrer Schwangerſchaft befinde, war er Böſewicht genug, ſich zu ihrem Ankläger zu machen. Der Brief, welcher den Grafen urplötzlich aus Paris zurückrief, der Brief, welcher den Tod Olga's veranlaßte, war von ihm!"

„Und war Wladimir auch der Ankläger Morlof's?"

„Im Gegentheil, er redete ihm das Wort; aber ſeine Beredtſamkeit vermochte nichts gegen das blinde Vorurtheil des Grafen. Leider war Morlof ein wegen ſeiner galanten Abenteuer bekannter Lebemann, und obgleich er viel zu rechtſchaffen war, um einen Freund verrathen zu können, gereichte ihm doch dieſe Reputation zum Verderben. Als Koſtia Petrowitſch ſeine Frau ins Verhör nahm und ſie ihm den Verführer nicht nennen wollte, nannte er ihr Morlof, und die Lebhaftigkeit, mit der ſie den Hausfreund vertheidigte, beſtärkte ihn nur in ſeinem Verdacht. Erſt als es zu ſpät war, wurde er ſeines Irrthums inne. Während er ſeinen letzten Seufzer aushauchte, ſtreckte Morlof dem Mörder die Hand entgegen. „Ich ſterbe unſchuldig!" ſagte er, und das letzte Wort des Sterbenden trug ſo entſchieden das Gepräge der Wahrheit, daß der Graf dem überzeugenden Eindruck nicht widerſtehen konnte. Es wurde Licht in ſeiner Seele — aber zu ſpät!"

Als es dunkler wurde, ſchloß Alexis die Fenſterläden und zündete eine Kerze an.

„Mein Sohn," ſagte er feierlich, „jetzt will ich Dir etwas Wunderbares erzählen, was ich heute kurz vor Mittag erlebt habe. Einem Andern würde ich's verſchweigen, Dich aber kenne ich genug, um Dir

zu vertrauen, obgleich Du leider, zum großen Schaden Deiner Seele, nicht dem orthodoxen Glauben angehörst. So wisse denn, mein Sohn, daß ich heute, wie an jedem Samstag, zu Stephan ging, um ihn zu katechisiren. Aus Dir bekannten Gründen verdoppelte ich dies Mal meine Bemühungen, diesem starren Kopf die heiligen Wahrheiten der Religion zugänglich zu machen. Nun scheint es, als habest Du ihm, ohne es zu wollen, großen Verdruß bereitet, und Du kannst denken, daß er weit davon entfernt ist, es Dir zu vergeben. In der Beichte ließ er sich's nicht nehmen, seinem Groll in beredten Worten Luft zu machen; aber dabei hatte er ein ruhiges Wesen, das ich nie zuvor an ihm wahrgenommen, und befleißigte sich eines gemäßigten Tones, der mich mit dem größten Staunen erfüllte. Während ich mich bemühte, der Ursache dieser Erscheinung auf die Spur zu kommen, fielen meine Blicke zufällig auf das Bild des heiligen Georg, welches eine Ecke des Zimmers ziert und vor dem Stephan allabendlich seine Gebete verrichtet. O Staunen, o Schmerz und Schrecken! Ich bemerkte, daß dem Heiligen eine schmachvolle Mißhandlung widerfahren sei; es fehlte ihm ein Bein, und das Gesicht war auf die scheußlichste Weise verunstaltet. „Heilige Jungfrau!" rief ich mit zitternder Stimme. „Wer hat die Frechheit gehabt, sich mit frevelnder Hand an diesem ehrwürdigen Bilde, meinem größten, heiligsten Meisterwerke, zu vergreifen?" Aber lächelnd antwortete Stephan: „Der Schuldige steht hier vor Ihnen, ehrwürdiger Vater. Ich bin es, der neulich in einem Anfall gerechten Zornes den Heiligen, welcher mir seinen Beistand vorenthielt, einer exemplarischen Züchtigung unterwarf." — Wie soll ich Dir mein Entsetzen schildern? Die Arme sanken mir schlaff herab, ein kalter Schweiß bedeckte meine Stirn, meine Zunge war wie gelähmt, ich wußte nicht, was ich sagen, nicht, was ich denken sollte. Als ich mich ein wenig erholt hatte, konnte ich, von Zorn entflammt, kaum Worte finden, die stark genug waren, um dem gottlosen Buben die Ungeheuerlichkeit seines Verbrechens vor Augen zu führen. Den heiligen Georg, und obendrein das Meisterwerk meines Lebens, zu peitschen! Welches Attentat, welches Sacrilegium! Aber willst Du wol glauben, daß Stephan nicht die mindeste Zerknirschung zeigte? Seine unverwüstliche Gleichgültigkeit erbitterte mich bis zur Raserei. Die Arme gen Himmel streckend, bedrohte ich ihn mit Gottes Donnerkeilen; aber es rührte ihn nicht. Ohne daß sich

in ſeinem Geſicht ein Zug veränderte, ſtand er auf, ging zu mir hin und legte mir die Hand auf den Mund. „Ehrwürdiger Vater,“ ſagte er mit einem Ton, deſſen ruhige Zuverſichtlichkeit mir imponirte, „ich mag unrecht gehandelt haben; aber vorkommenden Falls würde ich's noch einmal thun, denn ſeit ich den Heiligen züchtigte, hat er ſich bewogen gefunden, mir zu Hülfe zu kommen. Schon am Tage nach der Execution fühlte ich, ohne daß ſich in meinem Schickſal das Geringſte verändert hatte, wie mein Herz plötzlich leichter wurde. Zum erſten Mal, das kann ich Ihnen ſchwören, drang ein Strahl himmliſchen Troſtes und göttlicher Hoffnung in meine Seele.“ — Nun, mein Sohn, was ſagſt Du dazu? Iſt das nicht ein merkwürdiges Abenteuer? Daß ein Kind durch körperliche Züchtigungen gebeſſert wird, läßt ſich denken; aber ein Heiliger! Ach, mein lieber Junge, die Wege des Himmels ſind wunderbar, und es gibt gar große Myſterien in der Welt!“

Die ernſte, grübelnde Miene, mit welcher der Pater Alexis ſich über dies Myſterium verbreitete, machte auf Gilbert einen gar komiſchen Eindruck, und er mußte an ſich halten, um nicht laut aufzulachen; aber er war dem guten Pater ſo dankbar für ſeine Erzählung, daß er ihm gern um den Hals gefallen wäre. Das iſt eine herrliche Nachricht! dachte er. Das ſchwere Herz iſt leichter geworden, in das verdüſterte Gemüth iſt ein Strahl himmliſchen Troſtes gedrungen! Gott ſei geprieſen, ich habe meine Mühe nicht verloren! Heiliger Georg, Du raubſt mir meinen Ruhm — aber einerlei, ich bin's zufrieden!

Zwei Tage ſpäter konnte Gilbert kaum die Mittagsſtunde abwarten, und ſchon bevor die Glocke geläutet hatte, ging er in den Speiſeſaal, wo er Stephan bereits antraf. Mit dem Rücken an eine Commode gelehnt, verlor der junge Mann, als er ihn eintreten ſah, die Faſſung, erröthete tief und wendete den Kopf gegen die Mauer. Gilbert ſtand ſtill. Mit gedämpfter, zugleich weicher und zürnender Stimme fragte Stephan:

„Wie ſteht es mit Ihrem Arm?“

„Er iſt faſt geheilt. Morgen werde ich die Binde ablegen.“

Stephan ſchwieg einige Augenblicke. Dann ſtammelte er in noch leiſerem Ton:

„Was gedenken Sie zu thun?“

„Ich erwarte Ihre Befehle.“

Der junge Mann bedeckte seine Augen mit den Händen, und als Gilbert schwieg, durchzitterte ihn eine Regung des Verdrusses und der Ungeduld. Sein Stolz bittet mich um Gnade, dachte Gilbert; ich will ihm die Demüthigung ersparen, mir entgegenzukommen.

„Ich möchte gern eine Unterredung mit Ihnen haben,“ sagte er sanft. „Auf der Terrasse kann es nicht geschehen, denn Iwan läßt Sie dort nicht allein. Ist er auch am Abend auf Ihrem Zimmer bei Ihnen?“

„Sie scherzen!“ erwiderte Stephan, den Kopf stolz emporrichtend. „Nach neun Uhr würde er sich's nimmermehr erlauben, einen Fuß in mein Zimmer zu setzen.“

„Und sein Zimmer ist, wenn ich nicht irre, durch einen Corridor und eine Treppe von dem Ihrigen getrennt. Wir würden also nicht riskiren, belauscht zu werden.“

Stephan blickte ihm fest ins Gesicht und sagte mit traurig ironischem Lächeln: „Sie denken ja an alles. Um zu mir zu gelangen, müßten Sie sich auf den Rücken einer Mauerschwalbe setzen. Haben Sie schon mit einem solchen Rößlein accordirt?“

„Ich werde über die Dächer steigen,“ antwortete Gilbert ruhig.

„Unmöglich!“ rief Stephan. „Erstlich will ich nicht, daß Sie Ihr Leben noch ein Mal für mich wagen. Und sodann —“

„Sie wünschen keinen Besuch von mir?“

Stephan antwortete ihm nur durch einen Blick.

In diesem Augenblick tönten Schritte in der Vorhalle. Als der Graf eintrat, schritt Gilbert am äußersten Ende des Zimmers auf und ab. Stephan wendete ihm den Rücken zu und schien aufmerksam die Holzschnitzereien des Getäfels zu prüfen. Leminof betrachtete Beide mit spöttischer Miene. „Ein angenehmes Beisammensein unter vier Augen!“ sagte er lachend. „Es war wol hohe Zeit, daß ich kam.“

Am nächsten Tage reiste Gilbert nach Frankfurt, um dort einige Bücher zu kaufen, welche für das Studium des Grafen unentbehrlich waren. Gleich nach seiner Ankunft, bevor er ans Werk ging, bestellte er bei einem Seiler zwei Strickleitern und kaufte bei demselben Handelsmann zwei Paar Schuhe mit Pelzsohlen, die ihm eben in die Augen fielen.

Am nächsten Samstag war er wieder auf dem Geierfels. Er hoffte noch vor dem Mittagsessen einige Worte mit Stephan wechseln zu können; aber der Graf trat schon vor seinem Sohne in den Saal. Glücklicherweise stand er vor beendigter Tafel einige Augenblicke auf, um eine Flasche Tokaier zu holen, mit der er seinen Secretair tractiren wollte. Während er ihnen den Rücken zukehrte, machte Gilbert eine Bewegung, welche die Aufmerksamkeit Stephan's erregte, und zeichnete mit dem Rücken seines Messers auf das Tischtuch die bedeutungsvollen Worte: Heute Abend.

Von jetzt an legte Stephan ein aufgeregtes Wesen an den Tag. In jedem Augenblick wechselte er die Farbe, stand zuerst auf und warf im Fortgehen Gilbert einen Blick zu, in dem sich der wilde Tumult seiner Gedanken und Empfindungen spiegelte. Als er fort war, sagte der Graf hohnlächelnd: „Noch immer grollt er Ihnen wegen seiner Bestie. Die Passionen meines Herrn Sohnes sind doch wirklich interessant!"

Gegen zehn Uhr traf Gilbert seine Vorbereitungen. Er brauchte nicht zu befürchten, daß man ihn überrasche, denn die Abende waren sein unantastbares Eigenthum, und überdies hätte er die große Pforte des Corridors auf ihren Angeln knarren hören. Die Nacht war günstig, denn es schienen nur die Sterne, deren keusches Licht ihm wol den Pfad erhellen, nicht aber ihn verrathen oder beunruhigen konnte. Ein fast unmerklicher Zephyr rührte die Blätter der Bäume ohne ihr Gezweig zu schütteln. Unter solchen Umständen war das Unternehmen Gilbert's nicht gerade verzweifelter Art; dennoch konnte er sich die damit verbundenen Gefahren nicht verhehlen.

Als die Uhr zehn schlug, löschte er die Lampe und lehnte sich aus dem Fenster, um seine Augen an die Finsterniß zu gewöhnen. Er befestigte eine der Strickleitern ans Fensterkreuz, stieg auf den basaltenen, von einer niedrigen Balustrade umgebenen Rand und lehnte sich während mehrerer Minuten hinüber, um den Abgrund zu betrachten. In dem düstern, dunstigen Schlund, den seine Augen maßen, zeichneten sich zwei weißliche Felsen ab; ein Sturz war augenblicklicher Tod. Es grauste, es schwindelte ihm, aber nach und nach schwand dies Gefühl. Von fern, scheinbar sechszig Fuß weit von ihm ab und dreißig Schritt unter ihm, blinkte ein schwaches Licht. Es kam aus dem Fen-

ſter Stephan's, welcher ſein Fenſter geöffnet und die weißen Vorhänge herabgelaſſen hatte. Dies Licht konnte ihm als Leuchte dienen ohne ihn zu blenden und dadurch zu verwirren. Ich werde erwartet! dachte Gilbert, und mit leichtem, feſtem Schritt, als hätte er nie etwas anderes gethan, ſtieg er die Leiter hinab.

Wir wollen ihn auf ſeiner gefährlichen Wanderung nicht begleiten. Als ein kräftiger Schwung ihn aufs erſte Dach gebracht hatte, fand er daſſelbe theils mit Schiefer, theils mit Zink gedeckt, ſo glatt, daß es unmöglich war, feſten Fuß darauf zu faſſen; dennoch mußte er die ſchräge Fläche ihrer ganzen Länge nach überſchreiten, und verlor er das Gleichgewicht, ſo koſtete es ihm das Leben. Dann fehlte es ihm wieder an einer Stütze, um die andere Leiter zu befeſtigen und ſo auf das zweite Dach zu gelangen. Als auch dieſe Schwierigkeit überwunden war und er wiederum auf der Leiter ſtand, ergriff ihn der Schwindel ſo heftig, daß er ſich verloren glaubte. Er verlor die Beſinnung; der Himmel über und der Abgrund unter ihm drehte ſich im Kreiſe; Feuer flammte vor ſeinen Augen, und inſtinctiv klammerten ſich ſeine Hände an die Leiter, gruben ſich ſeine Zähne in die Stricke hinein. Er erreichte ſein Ziel. Aber es koſtete ihm mehr als ein Mal eine Todesangſt, für welche ihn nur das Bewußtſein einer heiligen Sache entſchädigen konnte, und zu ſeiner nicht geringen Ueberraſchung machte er die Entdeckung, daß zwei Stunden darüber hingegangen waren, denn vom Thurm ſchlug es Mitternacht, als er den von der Dachtraufe zu Stephan's Fenſter führenden Abhang hinaufklomm und ſich hineinſchwang. Die Vorhänge theilend, rief er mit ſanfter Stimme:

„Werde ich erwartet?"

Die Kniee zum Kinn emporgezogen, den Kopf zwiſchen den Händen, kauerte Stephan vor dem Bilde ſeines Heiligen. Als er Gilbert hörte und gewahrte, zitterte er, ſprang raſch empor und blieb unbeweglich ſtehen, die Hände über dem Kopf gefaltet, den Hals vorgeſtreckt, die Lippen zuckend und durch ein Lächeln gekräuſelt, Blitze und Thränen in den Augen. Wer vermöchte den eigenthümlichen Ausdruck dieſer Phyſiognomie zu ſchildern? Tauſend widerſtreitende Empfindungen offenbarten ſich darin — Staunen, Dankbarkeit, Scham, Unruhe, die Befriedigung einer langen Erwartung, ein Reſt des Stolzes, welcher ſeine Niederlage anerkennen mußte, eine hartnäckige Ungläubigkeit, welche

gezwungen war, sich zu ergeben. Jubel und Entsetzen, Furcht und Entzücken, die Wonne der Hoffnung und die Bitterkeit der Erinnerung, dies alles spiegelte sich im Gesicht Stephan's, und indem Gilbert ihn zugleich lächeln und weinen sah, wußte er nicht, ob es die weinende Wonne oder die lächelnde Trauer sei. Als die erste Verwirrung sich auf dem schönen Gesicht gelegt hatte, gewann der Ernst, die Rührung, eine träumerische Sanftmuth, gepaart mit einem Ueberrest alten Trotzes, die Oberhand. Er wich vor Gilbert zurück und sank in einen Stuhl am äußersten Ende des Zimmers.

„Bin ich hier unwillkommen? Soll ich wieder gehen?" fragte Gilbert.

Stephan schwieg.

„Mein Besuch scheint Ihnen nicht zu gefallen," fuhr Gilbert fort und wendete sich zum Fenster.

Stephan runzelte die Brauen.

„Scherzen Sie nicht!" sagte er mit dumpfer Stimme. „Was hier zwischen uns vorgeht, ist wahrlich sehr ernst."

„Der einzige Ernst, den ich hier finden möchte, ist derjenige der Freude!"

Stephan rieb seine Haare convulsivisch zwischen den feinen, magern Händen.

„Freude? Vielleicht wird sie noch kommen. Gegenwärtig glaube ich zu träumen, und die in meinen Gedanken herrschende Unordnung erschreckt mich. Richten Sie keine Frage an mich; ich könnte Ihnen keine Antwort darauf geben. Und überdies mißfällt mir der Ton meiner Stimme. Durch die Musik, welche ich zu vernehmen glaube, schrillt ein Mißton. Gestatten Sie, daß ich schweige und mich an Ihrem Anblick weide."

Und sich einem langen Tisch nähernd, welcher in der Mitte des Zimmers stand, machte Stephan Gilbert ein Zeichen, sich an ein Ende zu setzen, während er am andern Platz nahm.

„Dies kühne, entschlossene Wesen! Dieser stolze Blick, dies Lächeln voll Seelengüte! Das ist ein anderer Mensch! Ach, wie habe ich mich so irren können! Meine Ohren sind taub, meine Augen blind gewesen. Ich verachtete, ich haßte den Mann, welchen Gott zu meiner Rettung gesandt hat! Das also steckte hinter dem einfachen, unbefangenen

Weſen, hinter dem heitern Geſicht, deſſen Ruhe mich mit Zorn erfüllte, hinter der Sanftmuth, welche mir feig ſchien, hinter der Weisheit, welche ich Pedanterie nannte, hinter der Gefälligkeit, welche ich für die Niederträchtigkeit eines kriechenden Hundes hielt! Kann das derſelbe Mann ſein?"

Nach kurzem Schweigen fuhr er in zuverſichtlicherem Tone fort: „Wie haben Sie's angefangen, hierher zu kommen? Gerechter Himmel, das hohe Dach iſt ſo ſteil! Schon beim bloßen Gedanken daran durchläuft es mich zitternd, und der Kopf ſchwindelt mir. Indem ich Sie erwartete, betete ich für Sie zum Heiligen. Fühlten Sie, daß er Ihnen beiſtand? Es liegt mir viel daran, es zu wiſſen, denn mir hat er nur zu oft ſein Wort gebrochen."

Neues Schweigen, während deſſen Stephan Gilbert mit einer Aufmerkſamkeit betrachtete, die ihn faſt in Verwirrung ſetzte.

„Sie haben alſo Ihr Leben für mich gewagt!" ergriff der junge Mann endlich wieder das Wort. „Aber wiſſen Sie auch beſtimmt, daß ich deſſen werth bin? Kommen Sie, ſeien Sie aufrichtig. Hat Jemand Ihnen von mir geſprochen? Oder haben Sie meinen Character ſtudirt und etwas Intereſſantes darin gefunden? Antworten Sie, und hüten Sie ſich vor einer Unwahrheit, denn meine Augen ruhen auf Ihnen und dringen bis auf den Grund Ihrer Seele."

„Sie ſetzen mich wirklich in Erſtaunen," antwortete Gilbert ruhig. „Was könnte ich Ihnen zu verbergen haben? Mein ganzes Wiſſen beſchränkt ſich auf zwei Punkte. Ich weiß, daß Sie zur Brüderſchaft der edlen Seelen gehören und daß Sie ſehr unglücklich ſind. Aber halt, es kommt noch ein Drittes hinzu. Ich weiß ganz beſtimmt, daß ich eine heiße, zärtliche Freundſchaft für Sie empfinde, und daß ich mich ſehr unglücklich fühlen würde, wenn dieſe Freundſchaft keine Erwiederung fände."

„Sie wären mein Freund? Wie iſt das möglich?"

„O welch eine Frage! Wer hat über dergleichen jemals Rechenſchaft ablegen können? Ich liebe Sie weil ich Sie liebe; eine andere Erklärung gibt es nicht. Sie zeigten mir ſicherlich kein ſehr ſchmeichelhaftes Entgegenkommen, und oft glaubte ich Grund zu haben, mich über Sie zu beklagen. Aber trotz Ihrer Geringſchätzung, trotz Ihres

Hochmuths, trotz Ihrer Ungerechtigkeit habe ich nie aufgehört, Sie zu lieben. Lassen Sie sich das durch Den erklären, welcher den Menschen schuf und seinem Innern die geheimnißvolle Macht der Sympathie einflößte!"

„Aber warum," fragte Stephan, „war diese Sympathie keine gegenseitige? Ich meinerseits mußte Sie vom ersten Augenblick an hassen. Ich weiß nicht, mit welchen Augen ich Sie betrachtete; aber ich glaubte sofort einen Feind in Ihnen zu erkennen. Ach, seit langer Zeit haben sich der Verdacht und das Mißtrauen in meinem Herzen festgesetzt. Und selbst in diesem Augenblick kann ich noch nicht vertrauen, selbst jetzt fürchte ich noch das Opfer einer Täuschung zu sein. Ich glaube, und glaube doch nicht, und mit dem Evangelisten möchte ich rufen: Mein Erlöser, mein Bruder, mein Freund, komme meiner Kleingläubigkeit zu Hülfe!"

„Ihre Kleingläubigkeit wird sich von selbst geben, und eines Tages werden Sie vertrauensvoll sagen: Es gibt auf dieser Welt eine Seele, welche die Schwester der meinigen ist, eine Seele, welcher ich alle meine Sorgen, alle meine Gedanken, allen meinen Kummer, alle meine Hoffnung anvertrauen kann. Es gibt ein Wesen, dem ich Alles sagen, Alles bekennen kann, ein Wesen, welches mich liebt weil es mich kennt, und mich kennt weil es mich liebt, ein Wesen, welches mit mir und in mir lebt, welches im Nothfall Alles, selbst das Leben, auf dem heiligen Altar der Freundschaft opfern würde. Und dann werden Sie in der Freude Ihres Herzens rufen: Gott sei gelobt, ich habe einen Freund! Gott sei gepriesen; ich weiß jetzt wie es thut, zu lieben und geliebt zu werden!"

Thränen strömten aus Stephan's Augen.

„Geliebt zu werden! Das ist ein großes Wort, welches ich kaum auszusprechen wage. Geliebt zu werden! Ich wurde es nie. Wol glaube ich, daß meine Mutter mich liebte; was sage ich da? ich weiß es! Aber es ist so lange her. Meine Mutter — sie ist mir eine Legende. Es ist mir als wäre ich damals noch nicht geboren gewesen. Ich erinnere mich, daß sie mich oft auf die Kniee nahm und mit Küssen bedeckte. Solche Seligkeiten sind nicht von dieser Welt; ich muß sie auf einem fernen Planeten empfunden haben, wo die Herzen weniger hart sind als hienieden und wo ich nur kurze Zeit weilen durfte — auf

einem Stern voll Ruhe und Unſchuld. Aber eines Tages entſank ich den Armen meiner Mutter, und ich fiel herab auf dieſe Erde, wo der Haß meiner harrte und mich empfing. Ja, der Haß, *den* kenne ich! Dieſe *zweite* Mutter ſchaukelte mich in ihren Armen, nährte mich mit ihrer Milch, flößte mir ihre finſtern Lehren ein, war bei Tag und bei Nacht meine Gefährtin. O, der Haß iſt eine ſchreckliche Macht! Er ſieht Alles, denkt an Alles, iſt auf Alles vorbereitet. Er iſt allgegenwärtig, ſtets wachſam, ſtets auf dem Sprung. Er kennt keine Ermüdung, keine Langeweile, keinen Schlaf. Der Haß iſt es, welcher in dieſem Schloß herrſcht! Dieſe großen Corridors, dieſe düſtern Gemächer ſind von ihm erfüllt, und keinen Schritt kann ich thun, ohne *ihm* zu begegnen. Schlummere ich, ſo ſetzt er ſich auf meine Bruſt und füllt meine Träume mit Schrecken und Geſpenſtern. Gehaßt zu werden, ohne zu wiſſen warum, welch ein Schickſal! Und nun ſtellen Sie ſich vor, daß während meiner erſten Kindheit der Vater, welcher mich jetzt haßt, mir wirklich ein Vater war. Zwar liebkoſte er mich ſelten; ich fürchtete ihn, denn er war ſtreng und herriſch; aber dennoch war er mein Vater und hat ſich zuweilen ſogar herabgelaſſen, es mir zu ſagen. Oft glätteten ſich die Falten ſeiner Stirn bei unſerm Anblick, und ich kann mich ſogar erinnern, daß er uns gelächelt hat. Aber eines Tages — ich war damals zehn Jahre alt. Seit einem Monat war meine Mutter todt. Er ſchloß ſich in ſein Zimmer, und eine Woche verfloß, ohne daß ich ihn ſah. Ich ſagte zu meiner Gouvernante: „Ich will meinen Papa ſehen!“ Ich lief fort, klopfte an ſeine Thür, trat ein und eilte auf ihn zu. Aber er ſtieß mich mit ſolcher Gewalt zurück, daß ich hinſtürzte und das Blut mir aus einer Kopfwunde ſtrömte. Blutend raffte ich mich auf; er blickte mich verächtlich an, lachte laut und verließ das Zimmer. In meinem Geiſt wurde es wüſt und wirr; alle meine Begriffe ſtürzten zuſammen. Ich glaubte, daß die Sonne erlöſche und die Welt ihr Ende erreiche. Ein Vater, welcher lacht, wenn er das Blut ſeines Kindes fließen ſieht! Und welch ein Lachen! Noch immer habe ich mich nicht daran gewöhnen können, und mehr als einmal hat er mich's ſeitdem hören laſſen. Ich bekam das Fieber, das Delirium. Man legte mich zu Bett; ich ſchrie zu Denen, welche mich bewachten: „Mich friert! Mich friert! Erwärmt mich!“ Und in dieſem eiſigen Körper fühlte ich ein brennendes Herz,

ein Herz, welches sich verzehrte. Ich hätte darauf schwören können, daß ein rothglühendes Eisen mir die Brust durchbohre!"

Mit seinen langen Locken wischte Stephan sich die Thränen ab und fuhr dann, die Arme auf den Tisch stützend, mit schwacher Stimme fort:

„Sie dürfen sich keiner Täuschung hingeben. Sie empfinden Freundschaft für mich und erwarten von mir dasselbe; das ist ganz natürlich, denn die Freundschaft bedarf des Entgegenkommens. Wenn ich Ihnen nun aber nichts zu bieten hätte? Hören Sie mir zu. Gestern bin ich zum ersten Mal während meines Lebens in mich gegangen — ein bizarrer Einfall, den ich nur Ihnen zu verdanken habe. Zum ersten Mal unterwarf ich mich einer ernsten Prüfung. Ich nahm mein Herz zwischen die Hände, betrachtete es wie der Arzt seinen Kranken betrachtet, ließ meinen Blick bis auf seinen Grund dringen und erblickte darin zu meinem Schrecken etwas unaussprechlich Dürres und Befleckes. Es hat so lange gelitten, dies arme Herz, und die furchtbare Krisis des letzten Jahres hat es getödtet. Jetzt ist in meiner Brust nur noch eine Handvoll kalter Asche, zu nichts nütze, als aus dem Fenster geworfen und den Winden preisgegeben zu werden."

Mit ernstem Ton antwortete Gilbert:

„Sie sind orthodox, Sie glauben an die Heiligen, und doch wissen Sie nicht, daß der Tod nur ein Wort, oder vielmehr eine Erholung, eine Pause im Leben, ist? Wissen Sie nicht, daß aus der kältesten Asche neues Leben erblüht, wenn der Odem des Geistes sie anhaucht? Eines Tages kaufte ich von einem Saamenhändler eine gelblich, runzelig und kümmerlich aussehende Zwiebel, welche unter der Reibung meiner Finger nur das Geräusch todter Blätter machte. Nach Hause gekommen, nahm ich diese Zwiebel in die Hand und sagte zu ihr: Du sollst eine Lilie werden! Sie antwortete: Du bist thöricht! Alles an mir ist schmutzig und vertrocknet; prüfe mich und Du wirst finden, daß ich todt bin. Ich aber sagte: Laß mich gewähren. Ich werde die Elementarkräfte zu Hülfe rufen. Zum Himmel werde ich sagen: Gib ihr zu trinken! Zur Erde: Nähre sie an deiner Brust! Zur Sonne: Wärme sie mit deinen Strahlen! Und mit Hülfe des Himmels, der Erde und der Sonne wird meine arme Zwiebel zur prangenden Lilie werden. Ich hatte wahr gesprochen. Bald sproßte ein Keim, dann zeigte sich der zarte Stengel, die Blätter entwickelten sich, endlich prangte

an der Spitze die Lilie und strömte süßen Wohlgeruch aus. Höre mir aufmerksam zu, Du meine schöne, bleiche Lilie! Glaube an die nährenden Kräfte der Erde, glaube an den erfrischenden Thau des Himmels, glaube vor allen Dingen an den Strahl der Sonne, und bald wird sich Dir die Wirkung zeigen! In dieser Brust, in diesem von Liebe zu Dir erfüllten Herzen bringe ich Dir einen Strahl des allmächtigen Himmelslichts. O trinke dies Licht und die Wärme mit vollen Zügen, und eines Tages, das schwöre ich Dir, wirst auch Du unter dem segnenden Blick der ewigen Liebe neu erblühen!"

Stephan weinte.

„Ich weiß nicht, ob Sie die Wahrheit reden," murmelte er. „Aber Ihr Ton, Ihre Stimme, Ihr Blick, — ja, Ihr Blick vor allen Dingen! Sie reden mir so viel von meiner Seele; aber mein Leben, mein Schicksal! Können Sie auch mit diesem eine Metamorphose vornehmen?"

„An diese Aufgabe werden wir uns mit vereinten Kräften machen. Schon ist mir ein Lichtstrahl gekommen. Aber übereilen wir uns nicht. Bevor wir uns an dies große Werk machen, muß Ihr Herz wieder kräftig und gesund geworden sein."

„O Undankbarer, der ich bin!" rief Stephan. „Hat sich mein Schicksal nicht schon seit gestern umgestaltet? Fühle ich nicht schon jetzt, daß ich nicht allein mehr auf der Welt bin? Nein, ich bin nicht mehr das verlassene Kind; der Fluch ist gebrochen, und Sie sind der Retter, welcher mich dieser schrecklichen Leere entrissen. Hinfort darf ich glauben, lieben, hoffen! Aber bedenken Sie wol, von jetzt an werde ich nur leben wenn ich Sie sehe, Sie höre, mit Ihnen spreche. Wie oft können Sie zu mir kommen?"

„So oft die Klugheit es gestattet, zwei oder drei Mal die Woche. Wir müssen dabei den Himmel, den Mond und die Sterne zu Rathe ziehen. An den übrigen Tagen werden wir uns zur günstigsten Stunde einfinden, uns ans Fenster stellen und durch verabredete Zeichen mit einander verkehren. Ich kenne die Fingersprache der Taubstummen und werde sie Ihnen beibringen. Machen Sie mir aber das Zeichen, daß Ihr Gemüthszustand meine Anwesenheit gebieterisch fordert, so mögen Himmel, Sterne und Winde thun, was Sie wollen, ich —"

„Gerechter Himmel! Lieber würde ich sterben, als Ihr Leben aus

toller Laune einer Gefahr aussetzen. Aber wie lange wird dies Glück dauern? Der Tag wird kommen —"

„Die Dauer meiner Anwesenheit hängt nur von mir selbst ab; ich kann zwei, drei Jahre und darüber bleiben. Was aber auch kommen mag, seien Sie versichert, daß, bevor ich dies Haus verlasse, Ihr Schicksal ein anderes geworden sein wird. Ich bat Sie, an die Sonne zu glauben; glauben Sie auch ans Unerwartete!"

„Das Unerwartete!" rief Stephan. „Wie sollte ich nicht daran glauben, seit ich es hier ins Fenster steigen sah?"

Plötzlich drückte er die Hand aufs Herz, schloß die Augen, erbleichte und stieß ein schmerzliches Gestöhn aus. Gilbert eilte auf ihn zu, Stephan aber wehrte ihn sanft ab und sagte:

„Seien Sie unbesorgt; die Freude ist gekommen, ich empfinde sie hier unten, ich fühle, wie sie brennt! Lassen Sie mir diesen süßen, für mich so neuen Schmerz!"

Einige Minuten blieb er so mit geschlossenen Augen sitzen. Dann blickte er wieder auf, und den niedlichen Lockenkopf schüttelnd, sagte er froh: „Jetzt setzen Sie sich nieder und lehren Sie mich schnell die Sprache der Taubstummen!"

„Unmöglich!" erwiderte Gilbert. „Die Stunde des Abschieds ist da."

Stephan ruhte nicht, bevor er ihm wenigstens die beiden ersten Buchstaben des Alphabets beigebracht. Als er ihn noch immer nicht scheiden lassen wollte, trat Gilbert mit ihm ans Fenster und zeigte ihm das erste Morgengrauen. Aber jetzt, da Stephan auf die Dächer und den Abgrund blickte, ergriff ihn ein unbeschreibliches Entsetzen. Er wollte den Freund nicht ziehen lassen, ohne ihn zu begleiten und seine Gefahr zu theilen, und Gilbert mußte alle seine Ueberredung aufbieten, um ihn zur Vernunft zu bringen. Zu ihrer beiderseitigen Beruhigung erinnerte Stephan sich plötzlich eines andern Weges, auf welchem wenigstens ein Theil der Tour mit geringerer Gefahr zurückgelegt werden konnte. Ueber einen leeren Kornboden ließ sich das zweite Dach erreichen.

Im Scheiden faßte Gilbert Stephan's Kopf zwischen den Händen, zog ihn an seine Brust und drückte, da wo die Haarwurzeln anfingen, einen brüderlichen Kuß auf die Stirn. Dieser Kuß aber brachte eine

Wirkung hervor, welche ihn mit Schrecken erfüllte. Stephan zitterte vom Kopf bis zu den Füßen und stieß einen Schrei aus.

„Wie ungeschickt ich bin!“ sagte Gilbert. „Habe ich Sie verletzt?“

„Nein, nein; es war gerade die Stelle, auf der meine Mutter mich zu küssen pflegte. — Mögen die Heiligen mit Ihnen sein! — Ich liebe Sie! — Adieu!“ — Und indem er so sprach, bedeckte er sein brennendes Gesicht mit beiden Händen.

Glücklich und mit viel geringerer Schwierigkeit gelangte Gilbert auf dem neuen Wege in sein Zimmer, wo er sofort in festen Schlaf versank. Stephan aber lag vor seinem Heiligen auf den Knieen und rief mit leidenschaftlicher Geberde: „Heiliger Georg, hilf mir mein Geheimniß bewahren!“

Gilbert wiederholte jetzt seine nächtlichen Besuche bei Stephan so oft die Klugheit und die Verhältnisse es zuließen, und jedes Mal empfing ihn der arme Junge mit freudestrahlenden Augen. So leidenschaftlich wie früher sein Haß, war jetzt seine Liebe. Als Gilbert ihn nach seiner Lebensweise und seiner Beschäftigung fragte, rief er ungeduldig: „Sind Sie nicht meinetwegen hier und lebe ich nicht nur für Sie? Was geht uns Alles an, was außer uns liegt?“ Nur mit großer Mühe und allmälig gelang es dem aufopfernden Freunde, sich über seine Beschäftigung zu orientiren, und da machte er denn gar betrübende Entdeckungen. Seit sie auf Martinique weilten, hatte Stephan nicht im Traum an Geschichte, Geographie und andere Wissenschaften gedacht, und der Pater Alexis, welcher ihm damals regelmäßige Stunden gab, hatte strengen Befehl erhalten, ihn nur in der Religion vorzunehmen, da sein beschränkter Geist nichts anderes fassen könne. Gilbert fragte nach seiner Lection und fand, daß er wirklich, wie er früher einmal angedeutet, einen unüberwindlichen Abscheu gegen alle Bücher habe. In seinem Zimmer befand sich eine Bibliothek; aber dieselbe war absichtlich aus lauter Büchern zusammengesetzt, von denen ein junger Mensch gar keinen Gebrauch machen konnte und die ihm einen merkwürdigen Begriff von der Literatur überhaupt beibringen mußten. Daraus ließ sich indeß wol die Abneigung, aber nicht der Haß erklären, und hierüber ließ sich Stephan nach langem Zögern in folgenden leidenschaftlichen Worten aus:

„Ja, ich haſſe die Bücher! Ich haſſe ſie, weil ſie die Wonne des Vaters ſind, der mich haßt, weil ſie in ſeinem Herzen die Stelle einnehmen, welche mir gebührt. Er iſt weder von Marmor noch von Bronce, ſondern, gleich uns, ein Weſen von Fleiſch und Blut. Gewiß fühlt er ſich zuweilen trüb und traurig, und unwillkürlich blickt er ſich nach etwas um, was er lieben, was ihm die Zeit vertreiben, was er in ſeine Arme preſſen und liebkoſen könnte. Vielleicht erinnert er ſich dann auch, daß er ein Kind hat und daß Väter ihre Kinder gern an die Bruſt drücken. Aber im Augenblick, wo ſolche Gedanken in ihm keimen, wo ſein Herz weicher werden will, fällt ſein Auge auf die Bücher, er ſchlägt ſie auf und vertieft ſich in ſie; die Lücke iſt ausgefüllt und dem Kinde wird kein Gedanke mehr gezollt. Können Sie ſich da noch wundern, daß ich die Bücher haſſe?“ Mit dieſen Worten riß er einige Bücher vom Geſtell, warf ſie zu Boden und trat ſie mit Füßen.

Bei weiterem Nachforſchen entdeckte Gilbert, daß Stephan früher oft gezeichnet habe, und durch viele Bitten bewog er ihn, ihm ſeine Verſuche vorzulegen. Mit freudigem Staunen ſah Gilbert, indem er die Skizzen und Aquarelle durchblickte, Zeugniſſe eines ganz eminenten Talentes vor ſich. Namentlich fiel ihm ein drei Mal vorkommendes weibliches Portrait auf. „Das iſt das Portrait meiner Mutter!“ ſagte Stephan mit feuchten Augen. „Tauſend und tauſend Mal habe ich's nach einem Medaillon gezeichnet, welches ich hier auf dem Herzen trage.“ Damit zog er ein goldenes Medaillon aus dem Buſen hervor, und Gilbert konnte ſich nicht enthalten, ſowol über die Aehnlichkeit, wie über die feine, idealiſirende Ausführung der Copie zu ſtaunen. Auch an Carricaturen fehlte es nicht. Ihre Gegenſtände waren gewöhnlich Iwan und Pater Alexis. Als er ein gewiſſes Blatt in die Hände bekam, erröthete Stephan tief und wollte es ihm entreißen. Aber Gilbert hielt es feſt, und lachend erkannte er ſich ſelbſt in der Form eines über ſeine Bücher gebeugten Pedanten. Jetzt biſt Du gerettet, dachte er. Durch Zureden und Bitten bewog er den Knaben zu dem Verſprechen, ſeine Zeichnungen und Malereien wieder aufzunehmen und ſein Talent Blumen zu widmen, über deren Entwicklung und Eigenſchaften er ihm alsdann aufklären wollte. Damit war zugleich für Anregung, Unterhaltung, Beſchäftigung und Belehrung geſorgt. Nur machte Stephan die Bedingung, daß der Freund ihm die Blumen pflücke

und bringe. Eine Entdeckung that dem Herzen Gilbert's besonders wohl. Unter den zahlreichen Carricaturen befand sich keine einzige, die sich auf den Grafen bezog. Das mißhandelte Kind vergalt also dem unnatürlichen Vater nicht durch Haß, sondern sehnte sich nach seiner Liebe. Die Sprache der Taubstummen erlernte Stephan mit einer Leichtigkeit, welche eine erstaunliche Fassungskraft verrieth. Seit der Gefangene jetzt eine Beschäftigung gefunden, welche ihm durch den Beifall des Freundes lieb wurde, besserte sich sein körperlicher und geistiger Zustand zusehends, und Iwan, den Gilbert eines Abends nach dem Befinden seines jungen Herrn fragte, antwortete: „O, für Den brauchen Sie nicht mehr besorgt zu sein. Seit einem Monat wird er immer schöner, gesunder und sanfter. So kommt es, wenn man sich den Tod aus der Nähe betrachtet."

Wir lassen jetzt einige Auszüge aus Gilbert's Tagebuch folgen.

Aus Gilbert's Tagebuch.

Den 30. Juli. Gestern fand ich ihn zu meinem Schrecken in Thränen zerfließend. „Lassen wir heute die Blumen bei Seite liegen," sagte er; „es ist mir unmöglich, von etwas Anderem als von uns selbst zu reden." — Er hatte in der vorhergehenden Nacht einen Traum gehabt, der ihn aufs Tiefste erschütterte. Durch den Corridor gehend, fühlte er plötzlich, wie eine Hand sich auf seine Schulter legte und an einer Locke seiner schönen Haare zupfte. Er wendete sich um und erblickte den Vater, welcher ihm zulächelte. Er stieß einen Schrei aus und erwachte. Ach, es war nur ein Traum!

„Hätten Sie das Lächeln gesehen!" rief er, in Thränen ausbrechend. „Es erfüllte den ganzen Corridor mit Sonnenglanz!"

Wir unterhielten uns jetzt von nichts als von seinem Traum und den Betrachtungen, welche sich daran knüpften. Nein, der arme Knabe vergilt seinem Vater nicht Haß mit Haß! Er verabscheut Iwan als seinen Kerkermeister und verachtet Alexis, dessen edles Märtyrerthum ihm unbekannt ist. Oeffnet ihm aber der Vater morgen seine Arme, so wird er sich ihm an den Hals stürzen und rufen: „Lieber Papa! Acht

Jahre lang bist Du krank gewesen; Gott sei Dank, jetzt bist Du wieder gesund!"

„Möge er mich immerhin schlagen, wenn er sich nur mit mir beschäftigt!" sagte er händeringend. „Als wir auf Martinique waren, hatte er zuweilen Anfälle von Wuth, welche mir die Haare zu Berge trieben. Ich hätte unter die Erde kriechen mögen aus Furcht, daß er mich wie ein Rohr zerbrechen möchte; aber er gab sich doch mit mir ab, und bei seinen Mißhandlungen fühlte ich mich weniger unglücklich als jetzt bei seiner Gleichgültigkeit. Sogar an meine Gefangenschaft würde ich mich gewöhnen, wenn mein Vater selbst die Kerkerpforte öffnete und schlösse. Aber ich bin in seinen Augen so gering, daß er einem Leibeigenen die Sorge überläßt, mich zu tyranniſiren. Und in den kurzen Augenblicken, in denen er meine Anwesenheit duldet — welche stolze Miene, welch tödtliches Schweigen! Denken Sie, seit länger als einem Jahr hat er nur zwei Mal mit mir gesprochen: Sie wissen, wie und bei welcher Veranlassung es geschah. Nie hat er diesen Thurm betreten; nie hat er das Bedürfniß gefühlt, zu sehen wie ich es hier habe. Er weiß, daß ich über einem Abgrund wohne, in seiner Gegenwart habe ich einen Versuch zum Selbstmord gemacht, und doch ließ er das Fenster nicht einmal vergittern!"

„Er hat den Versuch nicht ernsthaft genommen."

„O, wie muß er mich dann verachten!"

Ich stellte ihm vor, daß sein Vater krank sei, daß der Doctor für seine Genesung garantire, und sprach so dringend zu ihm, daß er sich nach und nach beruhigte.

Einige Augenblicke später sprach er von seiner auf Martinique gestorbenen Schwester, und rief schmerzlich aus: „Warum hat Gott sie meiner Zärtlichkeit entrissen!"

„Ach," antwortete ich, „ſie hätte dies Leben nicht ertragen können."

„Warum nicht?"

„Weil sie noch zehn Mal mehr gelitten hätte. Bedenken Sie, die Nerven und das Herz eines Frauenzimmers!"

Er sah mich mit ganz eigenthümlichen Blicken an. Offenbar begriff er nicht, wie Jemand noch mehr leiden könne als er. Dann sprach er lange von den Frauen überhaupt, die ihm, wie er sagt, ein unergründliches Mysterium sind, und fragte mehrmals dringend:

„Sie verachten also die Frauen nicht?“

„Gewiß nicht. Ich erinnere mich meiner Mutter!“

„Ist das der einzige Grund?“

„Eines Tages werden Sie die andern erfahren.“

Als ich fortging und schon ein Bein aus dem Fenster hatte, ergriff er mich ungestüm am Arm und sagte:

„Können Sie mir schwören, daß Sie weniger glücklich sein würden wenn Sie mich nicht kennten?“

„Das schwöre ich Ihnen.“

Sein Gesicht verklärte sich, und seine Augen sprühten Jubelflammen.

7. August. Der Saft steigt, er steigt! Himmel und Erde, seid gepriesen!

Auch du veredelst dich, alter Gilbert! Du wirst zusehends jünger. Ein neuer Geist ist über dich gekommen; dein Blut kreist freier in deinen Adern; du trägst den Kopf höher, dein Gang wird elastischer, dein Blick heiterer, und ein himmlischer Sauerteig gährt in deinem Herzen. Alter Knabe, du bist nicht mehr umsonst auf der Welt. Eine Seele zu verjüngen — himmlische Beschäftigung!

16. August. In den ersten Tagen des nächsten Monats geht der Doctor Vladimir fort. Das freut mich in jeder Hinsicht. Der Mann gefällt mir nicht, und offenbar ist unsere Abneigung eine gegenseitige. Ich scheine ihm im Wege zu sein, und gestern richtete er bei Tisch Blicke auf Stephan, die mir eine unwiderstehliche Angst einflößten.

Mit Stephan geht es vortrefflich. In jeder Beziehung bin ich mit ihm zufrieden. Er liebt mich schwärmerisch, arbeitet und interessirt sich täglich mehr für sein Herbarium. Zuweilen aber wird er von einer mir unerklärlichen Unruhe gequält; er zittert, und wenn ich frage, was ihm fehlt, fährt er mit der Hand über die Augen und sagt: Es ist nichts. Sprechen wir von den Ranunkeln, Genzianen und Anemonen.

19. August. Ein Unglück. Als Stephan gestern durch die Halle ging, welche zum großen Saal führt, brach er plötzlich, der Himmel mag wissen wie es kam, in ein krampfhaftes Gelächter aus. Der Graf sprang von seinem Stuhl auf, und sein Gesicht wurde fahl. Heute wurde Soliman verkauft und von einem Händler fortgeführt. Iwan,

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

dem ich eben begegnete, standen die Thränen in den Augen. Armer Stephan!

20. August. Seltsam! Ich glaubte ihn in Verzweiflung zu finden, und er kam mir froh, lächelnd entgegen. Ich wußte wol, sagte er, daß mir jenes unglückselige Lachen theuer zu stehen kommen würde. Mein Vater irrte sich sehr; es war kein Ausbruch von Lustigkeit, sondern lediglich eine nervöse Convulsion, welche mich ergriff indem ich an etwas gar nicht Lustiges dachte. Uebrigens konnte er mir, außer dem Leben, nur zwei Dinge nehmen, die mir besonders theuer waren, Soliman und mein Haar und glücklicherweise hat er mich nicht am empfindlichsten Theil getroffen.

„Wie, Soliman und Ihre Haare?"

„Sind sie nicht schön?" fragte er lebhaft.

„Allerdings, sie sind prächtig!" antwortete ich lächelnd.

„Ich war immer ein wenig eitel darauf," sagte er, sie über die Schultern fließen lassend; „aber nun sind sie mir doppelt lieb, da ich weiß, daß sie Ihnen gefallen."

„O, ich würde Sie nicht weniger lieben wenn Ihr Kopf rasirt wäre."

Diese Antwort schien ihn fast zu piquiren.

7. September. In den letzten acht Tagen habe ich ihn drei Mal gesehen. Er gibt mir keinen Grund zur Unzufriedenheit; er arbeitet, denkt nach, seine Urtheilskraft entwickelt sich; er ist nicht launisch, sondern ruhig, gelehrig, sanft wie ein Lamm. Dies Alles ist wahr; aber es ist ein Uebermaß der Sanftmuth, welches mich beunruhigt. Etwas scheint mir an diesem Zustand unnatürlich, und ich sehne mich fast nach seiner früheren Heftigkeit; ich sehne mich darnach, daß er mit seinen alten liebenswürdigen Unarten hervortritt, daß er mich wieder seinen unverbesserlichen Pedanten schilt und mir allerliebst grollend sein Sammetbarrettchen ins Gesicht wirft. Stephan, du bist dir selbst nicht mehr ähnlich. Noch vor kurzer Zeit warst du ungestüm in allen deinen Regungen und Bewegungen; in einem Augenblick gingst du vom Zorn zur Ausgelassenheit, von der Verzweiflung zum Enthusiasmus über. Bei unserer letzten Zusammenkunft aber habe ich dich kaum mehr erkannt. Nichts mehr von den Geberden eines widerspenstigen Kindes, nichts mehr von den Vertraulichkeiten, welche mir so lieb geworden

waren. Selbst deine Blicke scheinen, wenn sie den meinigen begegnen, minder sicher zu sein; zuweilen streifen sie ungewiß über mich hin, und aus dem Erstaunen welches sich in ihnen malt, könnte ich schließen, daß ich plötzlich um einige Fuß höher geworden sei. Und dann diese Seufzer, welche dir entschlüpfen. Und doch beklagst du dich über nichts, dein Schicksal scheint dir gleichgültig geworden zu sein. Unglückliches Kind, ich will es wissen! Du mußt reden, du sollst mir sagen — — —

10. September. Himmel welch ein Lichtstrahl! Pater Alexis, du hast mir nicht Alles gesagt! Je mehr ich darüber nachdenke.... Gilbert, Gilbert, welche Schuppen bedeckten deine Augen! Gestern brachte ich ihm die versprochene Abschrift des Gedichtes über die Metamorphosen. Einige Bruchstücke, welche ich ihm vorsagte, hatten ihm den Wunsch eingeflößt, das Ganze kennen zu lernen, nicht aus dem Buch, sondern durch eine Abschrift von meiner Hand. Wir lasen es zusammen, ein Distichon nach dem andern. Als wir aber an den Vers kamen, wo die Entwicklung der Pflanze mit derjenigen der Freundschaft verglichen wird, welche sich endlich zur Liebe gestaltet und den Gipfel mit Blumen und Früchten krönt — da wurde er von einem heftigen Zittern ergriffen. „Nicht weiter, nicht weiter!“ sagte er, das Papier von sich wehrend. „Genug Poesie für heute.“ Auf den Tisch gestützt, öffnete er sein Herbarium und blätterte darin herum, aber seine Augen und Gedanken waren anderswo. Plötzlich steht er auf, thut einige Schritte durch das Zimmer, wendet sich dann zu mir und sagt:

„Glauben Sie auch, daß die Freundschaft sich jemals in Liebe verwandeln kann?“

„Goethe versichert es, und ihm muß man schon glauben.“

Er nahm eine Blume vom Tisch, betrachtete sie einige Augenblicke, ließ sie dann zur Erde fallen und murmelte gesenkten Hauptes:

„Ich bin ein Ignorant! Erklären Sie mir, was die Liebe ist!“

„Die bis zur Thorheit getriebene Freundschaft.“

„Sind Sie jemals ein solcher Thor gewesen?“

„Nein, und ich glaube nicht, daß ich's jemals sein werde.“

Er blieb einige Minuten mit schlaff herabhängenden Armen regungslos stehen. Dann kreuzte er die Hände über dem Kopf, und

blickte mich fest an. O welch ein sonderbarer Ausdruck! Der irre Blick, das traurige, geheimnißvolle Lächeln, welches auf den Lippen zitterte, der Mund, welcher reden wollte und dem die Stimme ihren Dienst versagte! Dies Gesicht steht seit gestern Abend unablässig vor meinen Augen, es verfolgt mich, und in diesem Augenblick sehe ich es auf dem Papier, auf dem ich schreibe. Dies schwarzsammetne Wamms ist also — Alles, Alles wird mir jetzt in diesem räthselhaften Character klar. Gilbert, Gilbert, was hast du gethan? In welchen Abgrund — Aber vielleicht irre ich mich, denn wie wäre es möglich? Die Glocke läutet zum Essen. Ich soll ihn wieder sehen! Ich zittere, ich — Armes, gequältes Herz, hüte dich vor Späherblicken!

Als Gilbert wieder zu Stephan kam, erschrak dieser über seine Blässe und fragte ängstlich nach seinem Befinden.

„Ich gebe Ihnen die Versicherung, daß mir ganz wohl ist," sagte Gilbert, seine Aufregung mühsam verbergend.

„Haben Sie mir Blumen mitgebracht?"

„Nein, ich hatte keine Zeit, deren zu suchen."

„Heißt das: Sie hatten keine Zeit, an mich zu denken?"

„Um Vergebung. Ich denke selbst dann an Sie, wenn ich arbeite, Griechisch lese, oder schlafe. Noch in der letzten Nacht erblickte ich Sie im Traum, wie Sie mir die Mütze ins Gesicht warfen."

„Pfui, welch häßlicher Traum!"

„Mir ist aber doch, als hätten Sie mich neulich erst —"

„Ja, ja, neulich; das ist zwei Jahrhunderte her."

„Kennen wir uns denn schon seit so langer Zeit?"

„Es mögen kaum zwei Monate sein, aber das bleibt sich gleich. Drei Mal habe ich gelebt. Mein erstes Leben verbrachte ich bei meiner Mutter. Das zweite — gehen wir darüber hinweg. Das dritte begann in der Nacht, als Sie zum ersten Mal hier durchs Fenster stiegen. Und seitdem habe ich so viel gedacht, so viel empfunden und mich so sehr verändert, daß es mir eine unendliche Zeit scheint und daß ich mich selbst nicht mehr erkenne. Ist es möglich, daß diese zwei Jahrhunderte wirklich nur zwei Monate waren? Können in so kurzer Zeit so große Veränderungen vorgehen?"

„Wenigstens bin ich stolz darauf, daß Sie mir nicht mehr das Barrett ins Gesicht werfen."

„Das war eine Freiheit, welche ich mir nur gegen den Pedanten herausnahm.“

„Sie haben sich also endlich mit dem Pedanten versöhnt?“

„Ich habe die Entdeckung gemacht, daß er nicht existirt. An seine Stelle ist ein Held und ein Philosoph getreten.“

„Das ist eine unerwartete und für mich sehr schmeichelhafte Entdeckung. Ist aber mein lieber Stephan sich selbst ein Räthsel geworden, so erkenne ich ihn desto besser. Namentlich hat er die Gewohnheit des Uebertreibens beibehalten. Ehemals war ich ein Mensch, den man schlechterdings erwürgen mußte; jetzt bin ich auf einmal ein außerordentlicher Mann und ein Held geworden. Nichts da, mein liebenswürdiger Poet! Ich bin weder ein Bösewicht noch ein Paladin, und alles Gute, was sich über mich sagen läßt, beschränkt sich darauf, daß ich kein Einfaltspinsel bin, daß ich ein Herz im Leibe habe und daß ich mit bewundernswerther Gewandtheit über die Dächer laufen kann. Auf Letzteres thue ich mir besonders viel zu gute und bin überzeugt, daß ich in der Balancirkunst Unvergleichliches leiste.“

„Halt!“ rief Stephan mit seiner früheren Heftigkeit. „Ich gestatte keinem Menschen, in so leichtfertiger Weise von meinem heiligen Schutzpatron, von meinem guten Genius, von dem unvergleichlichen Freunde zu reden, welcher mich der Verzweiflung, dem Wahnsinn, dem Tode entrissen hat!“ Dann wurde er ruhiger und fuhr fort: „Nein, ich übertreibe nicht, sondern rede die einfache Wahrheit. Der Beweis, daß Sie ein außerordentlicher Mensch sind, liegt eben darin, daß Sie das Große verrichten als wäre es ganz natürlich und selbstverständlich.“

Und als Gilbert die Achseln zuckte, fuhr er fort: „Was wollen Sie denn? Zählen Sie mir den Puls und urtheilen Sie selbst darüber, ob ich Fieber habe oder nicht. Haben Sie nicht bemerkt, wie ruhig ich seit einigen Tage geworden bin?“

„Allerdings. Aber ist es auch wirkliche Ruhe? Es kommt mir zuweilen vor als glimme das Feuer noch unter der Asche.“

„Und Sie blasen darauf, um die Funken hervorzulocken; aber es soll Ihnen nicht gelingen, alle Ihre Herausforderungen verfehlen ihren Eindruck auf mich.“

„Sind Sie wirklich fest überzeugt, daß Sie auf immer Herr über Ihre Heftigkeit geworden sind?“

„Ganz gewiß. Was in mir diese Heftigkeit erzeugte, war der Hochmuth. O, wie hat mein Stolz gegen Sie gerungen! Wie hat er gegen Ihren Einfluß rebellirt! Benahm ich mich selbst dann noch zuweilen ungezogen gegen Sie, als ich Sie bereits erkannt hatte, so waren dies nur die verzweifelten Todeszuckungen einer hinsterbenden, durch Ihre ruhige Würde getödteten Leidenschaft."

„Das Alles ist mir ein Räthsel."

„Ja; es steckt ein großes Geheimniß dahinter, und hohe Zeit ist es, daß Ihnen dasselbe enthüllt werde."

„Reden Sie; ich werde Ihnen mit gespannter Aufmerksamkeit zuhören," sagte Gilbert mit halb erstickter Stimme.

Stephan verbarg sein Gesicht in den Händen, und es war unverkennbar, daß er einen gewaltigen inneren Kampf bestand. Nach langem Schweigen hub er an:

„Mein Gilbert, habe ich Deine Achtung gewonnen, so glaube an das, was ich Dir jetzt sagen werde, wie an ein heiliges Evangelium. Mit aller Deiner Kraft arbeitetest Du an der Heilung meiner Seele, und auf der Welt lebt kein geschickterer Arzt als Du. Und doch wären alle Deine Bemühungen vergeblich gewesen, hättest Du nicht einen allgewaltigen Verbündeten zur Seite gehabt, den Du nicht kennst und den ich Dir enthüllen will. Sage mir, mein Gilbert, als Du zum ersten Mal zu mir durchs Fenster drangst, fühltest Du nicht, daß ein himmlischer Geist Dich begleitete? Du gingst fort, er aber blieb; er hat mich nicht einen Augenblick verlassen und wird nie wieder von mir weichen. Blicke diese Wände an; reden sie nicht von ihm? Bewegt nicht dieser Heilige die Lippen, um seinen Namen zu flüstern? Ist nicht die Luft, welche Du hier athmest, voll von dem lieblichen Duft, welchen die Abgesandten des Himmels verbreiten? Wie seltsam, wie fremd mir dieser Genius schien! Sein Antlitz war mir unbekannt. Selbst im Traume hatten mir nie seine Züge gestrahlt. Unruhig, verwirrt rief ich ihm zu: Wer bist Du? Was ist Dein Name? Und eines Tages, Gilbert, eines Tages ist mir die Antwort aus Deinem Munde geworden. Gilbert, Gilbert, welch einen Gefährten hast Du mir da gegeben! Zuweilen setzte er sich bleich, düster, in Trauer gekleidet, neben mich, und träufelt mir ein Gift ins Herz, dessen Bitterkeit ich nie geahnt hatte. Eine unaussprechliche Todessehnsucht bemächtigte sich mei-

ner, und ich ſagte zu ihm: Jetzt kenne ich Dich, Du mußt der Bruder des Todes ſein! Aber plötzlich verwandelte er ſich und ſtand als ein in lange, weiße Schwingen gehüllter Seraph vor mir. Zugleich ernſt und ſanft, ſtrahlte eine himmliſche Klarheit aus ſeinen Blicken, und ſein Antlitz leuchtete wie die Maienſonne. In ſolchen Augenblicken, mein Gilbert, war ſeine Stimme noch herzdurchdringender, noch überzeugender, als die Deinige. Er wiederholte mir Deine Worte und verlieh mir die Kraft, an ſie zu glauben. Er grub Deine Lehren in mein Herz, er goß Deine Weisheit in meine Thorheit, Deine Seele in meine Seele. Und hat die Lilie, o mein Gilbert, den Saft der Erde getrunken, iſt ſie gewachſen und wird ſie eines Tages blühen, ſo iſt dies nicht das Werk der Sonne, welche Du mir in Deiner Bruſt zutrugſt, ſondern der Dank gebührt dem himmliſchen Genius, der in meinem Herzen eine heilige Flamme anfachte, von welcher Gott gebe, daß ſie auch Dich ergreife!"

Und ſich feierlich erhebend, rief Stephan mit zitternder Stimme:

„Habe ich genug geſagt? Haſt Du mich verſtanden?"

„Nein," erwiderte Gilbert entſchloſſen. „Ich kenne dieſen Genius nicht."

Stephan rang die Hände. „Grauſamer, Du willſt mich alſo nicht verſtehen!" rief er mit irrem Blick. Er ging zum Fenſter und ſtarrte einige Minuten ſchweigend in die Nacht hinaus. Als er ſich wieder zu Gilbert wandte, waren ſeine Augen von Thränen überſtrömt, aber zugleich ſpielte ein ſanftes Lächeln um ſeine Lippen. „Was ich Dir nicht zu ſagen wage, habe ich hier für Dich dem Papier anvertraut," flüſterte er. Und einen Brief aus dem Buſen ziehend, fuhr er fort: „Das ſollte mein letztes Hülfsmittel ſein. Ich hoffte, Du würdeſt mir's erſparen. O hartes Herz, welchen Demüthigungen unterwirfſt Du meinen Stolz!" Er reichte ihm den Brief, nahm ihn aber wieder zurück. „Ich habe noch einige Worte hinzuzufügen," ſagte er. Schnell ſetzte er ſich an den Tiſch, und als er die Feder nicht finden konnte, ſpitzte er haſtig den Bleiſtift mit einem kleinen ſehr ſcharfen Dolch, den er aus einer Schieblade zog.

„Da haben Sie ein merkwürdiges Federmeſſer!" ſagte Gilbert, ſich ihm nähernd.

„Es iſt ein ruſſiſches Stilet. Iwan hat es mir vorgeſtern auf der

Promenade geliehen, um eine Pflanze zu entwurzeln, und vergaß, es mir wieder abzufordern."

„Sie werden mir einen Gefallen erzeigen, wenn Sie's ihm wieder zustellen. Solche Spielzeuge sehe ich nur sehr ungern in Ihren Händen."

Stephan nickte seine Zustimmung und lehnte sich übers Papier. Der Brief, den er vor wenigen Stunden geschrieben hatte, lautete:

„Mein Gilbert, ich habe Dir eine Geschichte zu erzählen. Als mein Bruder Stephan starb, war ich elf Jahre alt. Kaum hatte man ihn begraben, als mein Vater mich zu sich rufen ließ. In seinen Händen hielt er Kleider gleich denen, welche ich noch heute trage, und sagte zu mir: „Stephanie, verstehe mich wohl: Meine Tochter ist gestorben, und mein Sohn lebt noch!" Und als ich ihn nicht verstehen wollte, ließ er einen Sarg bringen, stellte ihn auf den Tisch, legte mich hinein, schloß den Deckel allmälig und sagte fortwährend: „Meine Tochter, bist Du todt?" Als der Deckel ganz zu war, entschloß ich mich zum Reden und schrie: „Vater, Deine Tochter ist todt, Dein Wille geschehe!" Dann nahm er mich, halb todt vor Angst und Entsetzen, aus dem Sarg und sagte: „Stephan, erinnere Dich stets, daß meine Tochter todt ist. Solltest Du's jemals vergessen —" Er schwieg, aber seine Blicke sagten das Uebrige. — Gilbert, in diesem Augenblick erhebt sich die Tochter meines Vaters aus dem Sarge, um Dir zu sagen, daß sie Dich mit einer Leidenschaft liebt, welche sie nicht länger verbergen kann. In der Einfalt meines Herzens glaubte ich anfangs, ich liebte Dich wie Du mich liebst; aber Du selbst hast mich eines Andern belehrt. Eines Tages sprachst Du von unserer nahen Trennung, und sagtest: „Wir werden uns zuweilen wiedersehen." Ach, Du hörtest nicht den Aufschrei meiner Seele! Ein Tag, an dem ich Dich nicht sehe, ist mir eine Hölle! Als ich erkannt hatte, daß Deine Freundschaft zu mir eine hingebende Aufopferung, eine Tugend, eine Weisheit, meine Neigung zu Dir aber ein Wahnsinn sei, da gedachte die Tochter meines Vaters noch einmal zu sterben, von solchen Qualen fühlte sie sich durchfoltert. Ach, mein Gilbert, was hätte ich nicht darum gegeben, wenn Du mein Geheimniß errathen hättest und mir mit den Worten zu Füßen gefallen wärest: „Auch ich weiß bis zum Wahnsinn zu lieben!" Aber

es geſchah nicht; Du ſagteſt nichts und ahnteſt nichts. Meine Haare, die Aehnlichkeit mit dem Bilde meiner Mutter, das Lächeln, welches, wie man mir verſichert, von ihren Lippen auf die meinigen übergegangen iſt — o Du blindeſter aller Männer, wie haßte ich Dich oft! Aber ſcheint es nicht wirklich als verfolgte mich ein unerbittliches Verhängniß? Heute fühle ich nicht mehr die Wucht der Eiſenfäuſte, welche ſich auf meine Schultern drückten und mich zwangen, vor Dir zu knieen; aber unwillkürlich beugen ſich meine Kniee, und wiederum ſiehſt Du mich zu Deinen Füßen. Ach ja, mein armer Stolz iſt todt auf immer, und als er ſeinen letzten Seufzer aushauchte, da krachten die Donner! Erinnerſt Du Dich nicht jener ſtürmiſchen Nacht? Das Geſicht an die Scheiben drückend, durchdrang ich mit glühenden Blicken die Finſterniß, um inmitten des grauſigen Tumults Dich zu erſpähen. Endlich erblickte ich Dich, wie Du Dich, von Blitzesflammen umzuckt, ruhig über den Abgrund neigteſt. In dieſem Augenblick ſchienſt Du mir wie ein Abgeſandter des Himmels, und in mir rief es: Denn kannſt Du um Gnade bitten ohne dich zu demüthigen. Und jetzt, mein Gilbert, ſuche mir nicht mehr zu beweiſen, daß meine Liebe eine Krankheit iſt, welche einer ſorgfältigen Pflege weichen würde. Selbſt die Heiligen haben mir die Heilung verweigert, und ſelbſt Gott vermochte ſie nicht zu bewirken. Verſuche auch nicht mich abzuſchrecken; ſprich mir nicht von unüberſteiglichen Hinderniſſen, von der Unmöglichkeit unſerer Verbindung, von der uns drohenden Gefahr. Was kümmert uns die Zukunft? Von der können wir ſpäter reden. Jetzt will ich nur Eins wiſſen — ob Du mich ſo lieben kannſt wie ich Dich liebe! Freund, kann der Haß ſich in Liebe verwandeln, warum ſollte es der Freundſchaft nicht möglich ſein? Gilbert, Gilbert, vergiß und vergib das, was die grauſame Barbarei eines Vaters an mir bewirkt hat; vergiß meine Heftigkeit, meine Gewaltthätigkeit, die Unbändigkeit meiner Sprache, die Meutereien eines ſchlecht erzogenen Kindes! Vergiß die Zügelloſigkeit meiner Reden, die Wildheit meiner Geberden; vergiß die Fontaine und die gegen Dich erhobene Peitſche; vergiß die jungen Bauernburſche, welche ich veranlaßte, mir die Füße zu küſſen! Vergiß auch das Barrett, welches ich Dir mehr als einmal ins Geſicht warf. Denn Gott ſei mein Zeuge, ich fühle jetzt, wie in meiner Bruſt das Herz des Weibes erwacht! Es ſchüttelt den Schlaf ab, es be-

wegt ſich, es ſeufzt, es redet, und der erſte Name, den es ausſpricht, der einzige, den es jemals kennen wird, iſt der Deinige!

Was ſoll ich Dir noch ſagen? Ich will Dir in Deinen Träumen erſcheinen, geſchmückt wie zum Feſte, im weißen Gewand, mit lächelnden Lippen, um den Hals ein Perlengeſchmeide, um das Haupt einen Kranz von den Blumen, welche Du am meiſten liebſt. Aber nimm Dich in Acht, in meine Krone hat ſich eine giftige Blüthe geſchlichen! Reiß ſie mir aus den Haaren, auf daß ihr Duft nicht einen tödtenden Saft in mein Herz träufele! Doch nein, ich will Dich nicht beunruhigen. Stephanie iſt artig, ſie iſt vernünftig, ſie verlangt nichts Unmögliches und gewährt Dir die Zeit, Dich zu ſammeln. Laß, falls Du's willſt, eine Woche, vierzehn Tage, mein Gott, laß ſelbſt einen Monat verſtreichen, ohne mich zu beſuchen; dann aber komme der himmliſche Tag, an welchem die Freundſchaft ſich zur Liebe geſtaltet, und die Blume den Lilienſtengel krönt!"

Dieſem Brief fügte jetzt Stephan die Worte hinzu: „Und ſollte dieſer Tag nie erſcheinen, Gilbert —"

Aber ſie konnte den Satz nicht vollenden; ihre Hand zitterte, und und ſie blickte bald auf Gilbert, bald auf den Dolch. Dann ſtand ſie auf und ſagte:

„Ich kann den Brief nicht vollenden. Du wirſt Dir das Fehlende leicht hinzudenken können. Hüte Dich, ihn hier zu leſen; nimm ihn mit in Deinen Thurm, wo Du mit mehr Muße darüber nachdenken kannſt."

Und als ſie ihm mit dieſen Worten das Papier überreicht hatte, ſtieß ſie ein convulſiviſches Lachen aus.

„Immer noch daſſelbe abſcheuliche Gelächter!" ſagte Gilbert, die ihn verzehrende Angſt verbergend.

„Willſt Du wiſſen, was es zu bedeuten hat?" fragte Stephanie, ihm ſcharf ins Geſicht blickend. „Als wir vor drei Jahren durch Baden-Baden kamen, hatte Pater Alexis den Einfall, mich in ein Spielhaus zu führen, und als wir dort ankamen, hörte ich ein Gelächter gleich demjenigen, welches Dich ſo unangenehm berührt. „Wie kann ein Menſch nur ſo lachen?" fragte ich den guten Pater. Er zog Erkundigungen ein und berichtete mir, der Lacher ſei ein Spieler, der eben

große Summen gewonnen habe und jetzt auf Quitt oder Doppelt spiele. — Quitt oder Doppelt!“ fügte sie hinzu. „Wenn ich verlöre!“

Plötzlich dehnten ihre Augäpfel sich aus, ihr Blick flammte, sie warf den Kopf zurück, streckte den Arm gegen Gilbert aus und rief:

„Du weißt wer ich bin, und Du hast mich in Deinem Herzen verurtheilt! O, erwäge es noch einmal! Mein Leben ruht in Deinen Händen!“

Und nachdem sie einige Schritte zurückgewichen, drehte sie sich rasch um, flog durch das Zimmer, öffnete eine kleine Seitenthür und verschwand.

Wie fing Gilbert es an, nach seinem Zimmer zurückzukommen? Das wußte er selbst am wenigsten. Aller gewöhnlichen Vorsicht vergessend, lief er aufrecht über das schräge, schlüpfrige Dach, über welches er sich sonst langsam gleiten ließ. Der Mond schien hell, aber er dachte nicht daran, sich an ausgesetzten Punkten vor Späheraugen in Acht zu nehmen. Für ihn gab es jetzt nur Eins — das Geheimniß, welches er in der Tasche trug, und dessen Inhalt ihm bereits klar wie der Sternhimmel vor Augen stand.

Nun wollte das Schicksal zufällig, daß der Graf noch spät einen Brief für die Stadt zu besorgen und Fritz mit demselben abgesandt hatte. Auf der Rückkehr fiel es Fritz ein, seinem Liebchen, der Ziegenhüterin, einen Besuch abzustatten und noch ein wenig mit ihr zu plaudern. Ein von Gilbert's Fuß unvorsichtig gelöst'es Schieferstück fiel polternd in den Abgrund. Fritz blickte nach oben und gewahrte im Mondschein einen in der Luft hängenden Schatten. Der Schatten glitt von der Höhe und verschwand in Gilbert's Fenster.

„Ei, ei!“ dachte er, „das ist doch sonderbar! Der Herr Secretair streift also nächtlich wie die Katze auf den Dächern umher? Sollt' mich doch wundern, wenn dem Grafen der Spaß gefiele. Wahrhaftig, der Kerl muß einen sichern Fuß und ein gutes Auge haben. Aber was kann ihn veranlassen, auf diese Art seinen Hals zu riskiren? Wart ein Bissel, mein Junge! Du warfst mich die Treppe hinab; wie wäre es, wenn ich Dich aus dem Fenster schmisse?“

Am nächsten Tage (es war der zweite Sonntag des September) ging Gilbert gegen zehn Uhr Morgens nach einem einsam und wild gelegenen Plätzchen, wo er sich ungestört seinen Träumereien überlassen

zu können hoffte. Dort angekommen, setzte er sich unter eine Weide und versank in ein langes, schmerzliches Sinnen.

In seinem Tiefinnersten zitterte eine geheime Freude, aber daneben flüsterte der Geist der Einsamkeit ihm ins Ohr: Niemals! In welche Lage hatte das Schicksal ihn versetzt! Wie konnte er als vernünftiger, gewissenhafter Mann die leidenschaftliche Liebe des durch ihn dem geistigen und körperlichen Tode entrissenen jungen Mädchens begünstigen? Und wie konnte er ihr andererseits den Pfeil aus der Brust reißen ohne sie tödtlich zu verletzen?

Alles um ihn her hatte er vergessen, als plötzlich das Geschrei eines Raben über seinem Haupte ihn aufschreckte. Er schlug die Augen auf, und während er dem Flug des forteilenden Vogels folgte, erblickte er einen schönen Schmetterling, der im Begriff schien, sich auf eine Blüthe herabzulassen. Die Augen niederschlagend, sah er zu seinen Füßen eine wilde Blume der schönsten und seltensten Art, und indem er ihre purpurnen Blätter und goldigen Staubfäden bewunderte, kam ihm unwillkürlich der Gedanke: Die muß ich meinem Stephan bringen. Aber mit einem schmerzlichen Seufzer warf er im nächsten Moment der Blume einen zornigen Blick zu und rief: „O Schicksal, wie du mit dem Menschen spielst!“

„Das ist wahr, das Schicksal ist eine curiose Einrichtung!“ antwortete hinter ihm eine Stimme, welche ihm nicht unbekannt war, und bevor er sich noch umdrehen konnte, saß der Doctor Bladimir neben ihm.

Bladimir Paulowitsch hatte seinen Vormittag gut angewendet. Sobald er aufgestanden war, hatte er den langen Fritz in geheimer Audienz empfangen, welcher, da er den gefürchteten Brauen seines Herrn nicht zu begegnen wagte, den Doctor bat, seine Eröffnung zu empfangen und sie dem Grafen zu überbringen. Als Fritz zu Ende war, antwortete Bladimir kalt: „Darin liegt nichts Auffallendes. Der junge Mann ist ein Nachtwandler, und es wird nothwendig sein, sein Fenster zu vergittern. Ich werde mit dem Grafen darüber sprechen.“

Durch diese Wendung des Gesprächs unangenehm überrascht, entfernte sich Fritz wie ein begossener Pudel. Bladimir zog sich an und machte einen Spaziergang zu einem Rasenhügel, von welchem aus man die beiden Thürme und die Dächer bequem übersehen konnte.

Sollte mein Verdacht begründet sein? murmelte er vor sich hin. Er prüfte die Dächer aufmerksam; nebenbei gewahrte er auch, wie Stephanie an ihr Fenster trat und längere Zeit nach dem Thurme Gilbert's hinüber blickte. Jetzt weiß ich woran ich mich zu halten habe, sagte er bei sich. Wahrhaftig, um in dieser Weise seinen Hals zu riskiren, muß der junge Mann sterblich verliebt sein und wird gewiß das Abenteuer bis zum Aeußersten verfolgen. Das Beste ist wol, daß ich ihn aufsuche. Nach dem Schlosse zurückkehrend, sah er Gilbert ins Gehölz gehen und folgte ihm von weitem.

„Ja, ja," wiederholte er, „das Schicksal ist eine curiose Einrichtung, und man muß ihm entweder tapfer widerstehen, oder sich seinen Launen ohne Weiteres unterwerfen. Nur diese Alternative ist für vernünftige Leute vorhanden; was dazwischen liegt, geziemt sich für Thoren. Was mich betrifft, so ist es stets mein Prinzip gewesen, mich blindlings den Fügungen des Schicksals zu überlassen."

Und als Gilbert nicht antwortete, fuhr er fort: „Dürfte ich mir die Frage erlauben, was Sie zu Ihrem Ausruf veranlaßte?"

„Ich dachte eben an den Kaiser Constantin den Großen, welcher, wie Sie wissen —"

„Nun, daß ist doch stark!" unterbrach ihn Wladimir. „Was, an einem schönen Herbstmorgen, in einer poesievollen Grotte, und eine prachtvolle Blume betrachtend, dachten Sie an den Kaiser Constantin den Großen? Was mich betrifft, so machen die Reize der Natur einen ganz andern Eindruck auf mich. Als ich so hinwandelte, dachte ich über mein Schicksal nach, und da kam mir unwillkürlich das Bedürfniß, mich gegen Jemanden auszusprechen."

„Wirklich?" antwortete Gilbert. „Ich muß gestehen, daß ich Sie für minder offenherzig hielt."

„Wer unter uns wird nicht zuweilen seinem Character untreu? In Rußland bringt meine Stellung es mit sich, daß ich von oben bis unten in den Mantel des undurchdringlichsten Geheimnisses gehüllt bin, mit umwölkter Stirn wie ein Prophet einherschreite und nur in orakelhaften Sentenzen rede. Hier aber bin ich, Gott sei Dank, nicht zu solchem Zwange verurtheilt, und als ich mich eben inmitten der schönen Natur mit einem braven jungen Menschen allein fand, erfaßte mich unwiderstehlich das Bedürfniß, einmal mein Herz auszuschütten.

Darf ich Ihnen meine Lebensgeschichte erzählen und dabei von Ihrer Verschwiegenheit überzeugt sein?"

„Gewiß. Aber bedürfen Sie eines Vertrauten, warum wenden Sie sich dann nicht an den Grafen Kostia, der Ihnen doch viel näher steht?"

„Wenn Sie meine Geschichte kennen, werden Sie begreifen, warum ich in meinen Unterredungen mit Kostia Petrowitsch sehr viel von ihm und sehr wenig von mir selbst spreche."

Dann streifte Wladimir Paulowitsch seine Manschetten zurück, streckte Gilbert seine Arme entgegen und sagte:

„Blicken Sie aufmerksam hin! Können Sie dort kein Mal, keine Narbe gewahren?"

„Nicht die Spur."

„Sonderbar! Und doch trage ich seit vierzig Jahren Handschellen, denn so wie Sie mich hier sehen, bin ich Wladimir Paulowitsch, ich, einer der ersten Aerzte Rußlands, ich, der berühmte Naturforscher, so bin ich, sage ich, der Auswurf der Erde, der Gleichgestellte Iwan's; kurz, ich bin ein Leibeigener!"

„Sie, ein Leibeigener?" rief Gilbert entsetzt.

„Wundern Sie sich nicht darüber; solche Abenteuer sind in Rußland etwas Gewöhnliches," sagte Wladimir, mit bitterm Lächeln. „Ja wol, mein Herr, ich bin einer der Leibeigenen des Grafen Kostia, und bin ich ihm nicht Dank dafür schuldig, daß er den schmutzigen Thon in seiner Hand zu einer so stattlichen Doctor-Statue geknetet hat? Was aber das Maß meiner Erkenntlichkeit bis zum Ueberlaufen füllt, ist die Thatsache, daß bis zu dieser Stunde nur er und ich um das Geheimniß wußten. Jetzt sind wir unserer Drei.

„Meine Eltern waren Bauern in der Ukraine, und meine erste Beschäftigung war, die Schafe zu hüten. Aber die Natur hatte mich zum Arzt bestimmt. Ein Kranker, ob Mensch oder Vieh, war in meinen Augen der interessanteste Gegenstand. Ich verschaffte mir einige Bücher, bekam einige oberflächliche Begriffe von der Anatomie, nahm nach und nach auf eigne Hand Sectionen vor und suchte nach Heilmitteln, mit denen ich unermüdlich Experimente anstellte. Obgleich arm und aller Ressourcen bar, in abergläubischen Begriffen erzogen, von denen ich mich nur mit großer Mühe losmachen konnte, von rohen,

unwissenden, durch die Sclaverei verthierten Menschen umgeben, konnte doch nichts mich entmuthigen. Ich fühlte, daß es mein Beruf sei, das große Buch der Natur zu lesen und ihm seine Geheimnisse zu entreißen. Ich war so glücklich, vegetabilische Mittel gegen einige Krankheiten zu entdecken, welche ich bei Thieren in Anwendung brachte. Die Curen glückten und machten mich auf drei Meilen in der Runde berühmt. Nach den Vierfüßlern kamen die Zweifüßler an die Reihe, und die Gläubigen strömten mir von allen Seiten zu. Stolz wie ein Prophet, saß der kleine Hirt unter seinem Baum und verkündete Orakelsprüche, denen man um so lieber Glauben beimaß, als die Natur seinen Augen den dunkeln, geheimnißvollen Blick verliehen hatte, welcher dem Unwissenden so sehr imponirt. Der Boden, zu dem ich gehörte, war Eigenthum einer Verwandten des Grafen Kostia, und bei ihrem Tode fiel er an ihn. Er besuchte seine neuen Besitzungen, hörte von mir, ließ mich zu sich kommen, befragte mich, erstaunte über meine natürliche Begabung und mein frühreifes Genie. Er hatte bereits den Plan gefaßt, auf dem Gute, welches ihm zur Sommerwohnung diente, ein Hospital zu errichten, und dachte jetzt, daß ich ihm dabei von Nutzen sein könne. Ich reiste mit ihm ab und er brachte mich nach Moskau. Aus meiner Geburt das strengste Geheimniß machend, ließ er mich mit der größten Sorgfalt unterrichten. Lehrer, Bücher, Geld, Alles hatte ich im Ueberfluß. Mein Glück war so ungeheuer, daß ich kaum selbst daran glauben konnte, und oft biß ich mir den Daumen, um zu ermitteln, ob ich wache oder träume. Als ich zwanzig Jahre alt war, übergab Kostia Petrowitsch mich der medicinischen Schule, und einige Jahre später beaufsichtigte ich das Hospital, welches er unter meiner Leitung gründete. Mein Talent und mein Glück machten mich weit und breit bekannt. Sogar in Moskau sprach man von mir, und ich wurde zu Consultationen dorthin gerufen. Ich machte Carriere, wurde gesucht, gefeiert, gepriesen, angebetet! Der kleine Hirt war ein König, ja noch mehr als ein König, geworden, denn ein glücklicher Arzt wird von seinen Patienten wie ein Gott verehrt, und ich glaube nicht, daß eine schöne Frau dem Geliebten die Hälfte des holdseligen Lächelns spendet, welches mir reichlich vom Angesicht der schönsten durch mich geretteten Damen zu Theil wurde. Zu jener Zeit, mein Herr, war ich noch fromm, und stellen Sie sich vor, welchen Platz der Graf Kostia

in meinen Gebeten einnahm, mit welcher feurigen Inbrunst ich ihn den Heiligen und der göttlichen Maria empfahl. Das Glück hat jedoch die Schattenseite, daß es den Menschen leicht zum Selbstvergessen verleitet. Berauscht von meinem Ruhm und meinen Erfolgen, vergaß ich meiner Jugend und meiner Hämmel, und diese Gedächtnißschwäche hätte mir fast zum Verderben gereicht. Ich wurde aufgefordert, einem in Ruhestand versetzten Cavallerie-Officier meine Hülfe angedeihen zu lassen. Er hatte eine Tochter, welche Pauline hieß; sie war schön und liebenswürdig. Ich glaubte, daß ich den Regungen der Liebe unzugänglich sei, aber kaum hatte ich sie erblickt, als schon die heftigste Leidenschaft mich durchglühte. Bis jetzt hatte ich das Leben eines Mönches geführt; die Wissenschaft war meine einzige Geliebte, meine einzige Gebieterin gewesen. Bemächtigt sich aber die Leidenschaft eines keuschen Herzens, so wird sie zur verzehrenden Flamme. Ich liebte Pauline bis zur Wuth, bis zur Abgötterei. Eines Tages gab sie mir zu verstehen, daß meine Werbung ihr nicht mißfalle. Ich erklärte mich ihrem Vater, erhielt seine Einwilligung und glaubte vor Glück sterben zu müssen. Am nächsten Tage ging ich zum Grafen Kostia, theilte ihm meine Seligkeit mit und bat ihn, mich freizugeben. Er fing an zu lachen und erklärte, eine solche Ueberspanntheit sei meiner unwürdig. Das Heirathen sei nichts für mich. Frau und Kinder würden in meinem Dasein nur eine lästige Bagage sein. Die kleinen Leiden und Kümmernisse des häuslichen Herdes würden nur das Feuer meines Genius ertödten, den Geist der Forschung in mir ersticken und den Flug meiner Gedanken lähmen. Sei überdies meine Leidenschaft ernster Art? So weit er mich kenne, glaube er nicht, daß ich im Stande sei, wahrhaft zu lieben. Die Phantasie habe mir da einen üblen Streich gespielt. Ich möge ihr nur acht Tage fern bleiben, um vollständig von diesem Wahnsinn geheilt zu werden. Statt der Antwort warf ich mich ihm zu Füßen, preßte meine Lippen auf seine Hände, tränkte seine Kniee mit meinen Thränen, küßte die Erde vor ihm. Er lachte aus vollem Halse, und grinsend fragte er mich, ob ich denn Pauline durchaus heirathen müsse, um sie zu besitzen.

„Die Liebe war mir ein Gottesdienst. Bei dieser beleidigenden Andeutung erfaßte mich der Zorn; ich fing an zu fluchen und zu drohen. Bald jedoch kam ich wieder zu mir selbst, beschwor ihn, mir

meine Uebereilung zu verzeihen, nahm wieder die Sprache der ſervilen Unterwürfigkeit an und verſuchte das bronzene Herz durch Thränen zu erweichen. Vergebliche Mühe! Er blieb unbeugſam. Ich wälzte mich vor ihm im Staube, zerraufte mir das Haar — und er lachte noch immer! — Es muß eine ſonderbare Scene geweſen ſein. Stellen Sie ſich vor, daß ich zu jener Zeit mit der ausgeſuchteſten Sorgfalt gekleidet war. Ich trug einen geſtickten Mantel, feine Handkrauſen, Ringe an jedem Finger, Alles war vom koſtbarſten und eleganteſten Stoff und vom modernſten Schnitt. Bedenken Sie auch, daß ſonſt meine Haltung nur Stolz und Selbſtgefühl athmete. Jeder Schritt, jeder Laut war bei mir der eines Gebieters. Und dieſer berühmte Mann, dieſe würdevolle, ſtolze Perſönlichkeit, lag hier auf dem platten Bauch, wand ſich im Staube, krümmte ſich wie ein Wurm unter dem Fuß, der ihm das Herz zertrat. Endlich verlor Koſtia Petrowitſch die Geduld. Er packte mich mit gewaltiger Fauſt, ſtellte mich wieder auf die Füße und rief, mich heftig gegen die Wand werfend, mit Donnerſtimme: „Bladimir Paulowitſch, verſchone mich jetzt mit dieſen weibiſchen Verrenkungen und erinnere Dich, wer ich bin und wer Du biſt! Eines Tages gewahrte ich auf der Heerſtraße ein elendes Stück Kohle. Auf die Gefahr hin, meine Finger zu beſudeln, raffte ich es auf, und da ich mich ein wenig auf Chemie verſtehe, ſo verwandelte ich es in einen Diamanten. Und in dem Augenblick, wo ich mich meines Spielwerks erfreuen will, wo ich es im Ring am Finger trage, verlangt es, daß ich mich ſeiner entäußere. Auf Ehre, mein Sohn, ich weiß nicht, was mich abhalten könnte, Dich zu Deinen Schafen zurückzuſenden! Werde vernünftig, komm zur Beſinnung! Warte bis zu meinem Tode, mein Teſtament wird Dich in Freiheit ſetzen! Bis dahin aber ſollſt Du, wenn Du nichts dagegen haſt, meine Sache, mein Eigenthum ſein. Hüte Dich, dies zu vergeſſen, oder, bei Gott, ich zerbreche Dich wie dies Glas!“ Mit dieſen Worten nahm er eine Flaſche vom Tiſch und warf ſie gegen die Wand, daß ſie in tauſend Stücke zerſprang.

„Der Graf war in dieſem Augenblick ein wenig heftig, aber im Grunde genommen hatte er doch Recht. Durfte ich von ihm verlangen, daß er auf die Frucht ſeiner Bemühungen verzichte? Stellen Sie ſich vor, mit welchem Stolz es ihn erfüllen mußte, ſich ſagen zu

können: „Der große, gefeierte Doctor ist meine Sache, er ist mein Eigenthum, wie ein Pferd, Ochs oder Esel. Sein Gleichniß war ganz passend; er trug mich im Ring am Finger. Und überdies sah er die Zukunft voraus. Zwei Jahre hinter einander brauchte er nur den Zeigefinger zu erheben, um mich in fliegender Eile aus dem Innersten Rußlands zu sich zu rufen. Sie wissen ja, wie es mit dem menschlichen Herzen bestellt ist. Wäre er thöricht genug gewesen, mich zu befreien, so wäre ich voriges Jahr allerdings alter Freundschaft wegen zu ihm gekommen; aber dies Mal — Ja, ja, der Graf hatte Recht, und das Unglück ist nur, daß die Leidenschaft keine Vernunft kennt. Ich verließ ihn mit dem Tod im Herzen, aber fest entschlossen, ihm die Spitze zu bieten und die Sache bis aufs Aeußerste zu treiben. Sie sehen, damals war es noch nicht mein Grundsatz, mich blindlings dem Schicksal zu überlassen. Ich glaubte gegen den Strom schwimmen zu können. Eitler Wahn! Aber könnte man denn auch lieben, wenn man vernünftig wäre? Pauline wohnte in einer kleinen Stadt, zwei Meilen von unserm Dorf. Sobald ich Zeit hatte, stieg ich zu Pferde und flog zu ihr hin. Zwei Tage nach der schrecklichen Scene fuhr ich mit ihr und ihrem Vater aus. Unterwegs faßte mich plötzlich ein Grausen. Auf dem Trottoir erblickte ich den Grafen Kostia, welcher uns, den goldbeknopften Stock in der Hand, ruhig entgegenging. Er sah mich, grüßte freundlich, machte dem Kutscher ein Zeichen, anzuhalten, und befahl mir, abzusteigen. „Fort mit dem Unverschämten! Peitsche ihn, Kutscher!“ rief Pauline. Aber ich hatte schon die Thür geöffnet. „Entschuldigen Sie mich einen Augenblick,“ sagte ich, „gleich bin ich wieder zu Ihrer Verfügung.“ Aber bei diesen Worten war ich so bleich, daß Pauline, wie von einer bösen Ahnung erfaßt, gleichfalls erbleichte. Kostia Petrowitsch hielt mich nicht lange auf. Nachdem er mit ceremoniöser Höflichkeit gegrüßt, sagte er höhnisch: „Sie ist wirklich charmant, Wladimir. Es thut mir nur leid, daß, wenn Deine Verbindung mit ihr nicht noch heute abgebrochen wird, das hübsche Dämchen morgen von mir erfährt, wer Du bist.“ Dann grüßte er mich aufs neue, summte ein Lied und ging weiter.

„Das Geld war mir neben dem Ruhm und der Wissenschaft stets Nebensache gewesen, und überdies war meine Liebe zu Pauline so frei von aller niedrigen Berechnung, daß ich nie daran gedacht hatte, mich

nach ihrem Vermögen oder ihrer Mitgift zu erkundigen. Als wir am Abend im Salon meines zukünftigen Schwiegervaters den Thee einnahmen, brachte ich die Rede auf diesen Gegenstand und ließ eine so schmutzige Geldgier hervorblicken, daß der alte Officier darüber empört war. Pauline ist stolz. Sie hörte uns einen Augenblick schweigend zu; dann stand sie auf, schmetterte mir einen verachtungsvollen Blick zu, streckte den Arm aus und deutete mit dem Zeigefinger nach der Thür. Diesen Blick, mein Herr, werde ich nie vergessen; er hat mich lange verfolgt, und noch jetzt sehe ich ihn zuweilen im Traume.

„In meiner Wohnung angekommen, versuchte ich mich zu tödten; aber ich benahm mich ungeschickt dabei und es mißlang. Jetzt wurde ich Fatalist. Den Fluthen, welche gegen meine erschöpfte Brust tos'ten, rief ich zu: „Tragt mich wohin ihr wollt, ihr seid meine Herren, ich bin der Sclave!" Und glauben Sie mir, dies Abenteuer war für mich nicht ohne heilsame Folgen; dem Schicksal und meinem Herrn gegenüber wurde ich geschmeidig wie eine Gerte. Ich war *vernünftig* geworden. Und kurz darauf sagte ich eines schönen Morgens zum Grafen Kostia: „Von allen Wohlthaten, mit denen Sie mich überhäuften, ist es die größte, daß Sie mich von Pauline befreiten. Dies Frauenzimmer hätte mich zu Grunde gerichtet. Wie erröthe ich jetzt über die albernen Litaneien, mit denen ich Sie belästigte! Mein Geist hat jetzt eine Klarheit erlangt, für die ich Ihnen eine ewige Dankbarkeit schulde! Diese Erklärung rührte ihn und er liebte mich nur noch mehr. Er hat eine große Vorliebe für die *Vernünftigen*. Bis dahin hatte er mich stets trotz aller Freundlichkeit den zwischen uns herrschenden Abstand empfinden lassen; von jetzt an wurde ich sein Vertrauter, besonders da sich mir eines Tages auch noch die Gelegenheit bot, ihm sein Leben mit Gefahr des meinigen zu retten."

„Und Pauline?" fragte der theilnehmende Gilbert.

„Ah, interessiren Sie sich für Pauline? Nun, ihretwegen können Sie ganz ruhig sein, denn sechs Monate nach diesem Zerwürfniß machte sie eine reiche Parthie. Noch immer wohnt sie in dem Städtchen; sie ist glücklich und hat nichts von ihrer Schönheit verloren. Oft begegne ich ihr auf der Straße mit ihrem Mann und ihren Kindern, und habe das Vergnügen, zu sehen, wie sie alsdann den Kopf abwendet. Aber auch ich habe Kinder; es sind meine Schüler, und

einer derselben wird einst ein großer Arzt, denn ich will nicht, daß meine Geheimnisse mit mir von der Erde verschwinden. Mir bleibt nur noch ein großes Werk zu verrichten; ist das erledigt, so mag der Tod mich ereilen. Das Leben des kleinen Hirten aus der Ukraine ist zu voll aufregender Ereignisse gewesen, um lange dauern zu können. Kurz und gut, ist mein Wahlspruch."

Plötzlich beugte Wladimir sich gegen Gilbert vor, sah ihm fest ins Auge und sagte:

„Apropos, dachten Sie wirklich an den Kaiser Constantin, als Sie eben über das Schicksal philosophirten?"

Diese plötzliche Anrede hätte Gilbert beinahe außer Fassung gebracht, aber schnell sammelte er sich. Aha, dachte er, nicht umsonst hast Du mir Deine Lebensgeschichte erzählt. Du hast Absichten dabei. Wer weiß, ob nicht der Graf Leminof Dir den Auftrag gegeben hat, mich auszuforschen!

Wladimir bot alle seine Gewandtheit auf, um Gilbert zum Geständniß zu bringen, aber dieser wich seinen Kreuz- und Querfragen geschickt aus. Endlich verlor der Arzt die Geduld und sagte:

„Mein lieber Herr, ich habe die Schwäche, daß ich an Träume glaube, und in voriger Nacht hatte ich einen Traum, der mich sehr beunruhigte. Mir träumte, der Graf Kostia habe eine Tochter, die ihn sehr unglücklich mache, weil sie den doppelten Fehler habe, gar nicht seine Tochter zu sein und einer Frau, welcher er sich nicht gern erinnert, wie ein Wassertropfen dem andern zu gleichen. Das Unglück und die Schönheit dieses Kindes hatten einen tiefen Eindruck auf Sie gemacht und Sie hatten eine heftige Leidenschaft für sie gefaßt. Was ist zu beginnen? fragten Sie mich eines Tages. Und ich antwortete: Sie sehen, aus welchem Stoff der Character des Grafen Kostia Petrowitsch geformt ist. Hoffen Sie nicht, ihn zu beugen; das wäre ein Spiel, bei welchem Sie zu kurz kommen würden. Wäre ich ebenso verliebt gewesen wie Sie, so hätte ich Pauline entführt und wäre mit ihr bis ans Ende der Welt geflohen. Eine Entführung — das ist Ihre einzige Hoffnung. Und (so redete ich, wohl zu bemerken, im Traum zu Ihnen) führen Sie diesen Handstreich glücklich aus, so wird der Graf anfangs wüthend darüber sein, daß das Opfer ihm entwischt ist, später aber Ihnen Dank dafür wissen, daß Sie ihn von der Gegenwart eines ihm

läſtigen Weſens befreit haben. Dann können Sie mit ihm in Unterhandlung treten, und ich ſollte mich ſehr täuſchen, wenn die Geliebte nicht mit ſeiner Einwilligung Ihre Frau würde. So, ich wiederhole es, ſprach ich im Traum zu Ihnen, und ich fügte hinzu: Verlieren Sie keinen Augenblick, es iſt Gefahr im Verzug. Koſtia Petrowitſch hat Verdacht geſchöpft, und morgen wäre es vielleicht ſchon zu ſpät!"

„Und dann erwachten Sie!" unterbrach ihn Gilbert, laut lachend. „Ihr Traum iſt ohne Sinn und Verſtand, mein lieber Doctor; denn ganz abgeſehen davon, daß Graf Leminof keine Tochter beſitzt, hat mir die Natur den Sinn der Liebe gänzlich verſagt. Reden wir von ernſteren Dingen," fuhr er fort, indem ſie den Rückweg einſchlugen. „Wie claſſificiren Sie dieſe ſchöne Blume?"

Ihr Geſpräch drehte ſich jetzt nur noch um Botanik. Bei der Terraſſe angekommen, trennten ſie ſich freundſchaftlich. Vladimir blickte dem ſich entfernenden Gilbert finſter nach und murmelte zwiſchen den Zähnen:

„Du willſt nicht reden, Du verweigerſt mir Dein Vertrauen! Wolan, ſo möge Dein Schickſal ſich erfüllen!"

Zu den Beängſtigungen, welche Gilbert bereits quälten, geſellte ſich jetzt noch die Furcht, daß Alles entdeckt ſei. Er erinnerte ſich mit Beſorgniß der verdächtigen Blicke, welche bei Tiſche der Doctor Vladimir bald ihm, bald Stephanien zugeworfen. Gewiß, dachte er, hat der plumpe Geiſt dieſes Menſchen das innige Mitgefühl, welches ein großes Unglück mir einflößte, als alltägliche Leidenſchaft gedeutet. Ohne Zweifel hat er ſeinen Verdacht dem Grafen mitgetheilt und von dieſem den Auftrag erhalten, mich auszuforſchen. Arme Stephanie! So hätten alſo alle meine Bemühungen nur dazu gedient, neues Unglück auf Dein unſchuldiges Haupt herabzuziehen? — Einigermaßen beruhigt fühlte er ſich bei dem Gedanken, daß Stephanie ſelbſt ihn autoriſirt habe, ihr während der nächſten zwei Wochen fern zu bleiben, In dieſer Zeit hoffte er einen Ausweg finden und durch irgend eine Liſt den Spürhund von der Fährte abziehen zu können. Wenn nur Stephanie ſich zu beherrſchen wußte! Davon hing Alles ab.

Das Diner nahm ſeinen gewöhnlichen Verlauf. Vladimir erſchien nicht, der Graf war aufgeräumt und liebenswürdig. Stephanie war, obgleich ſehr bleich, ſo ruhig wie an den vorhergehenden Tagen und

machte keinen Verſuch, dem Auge Gilbert's zu begegnen. Als aber die Tafel aufgehoben und der Graf zuerſt hinausgegangen war, benutzte das Mädchen einen unbewachten Augenblick, um ihm ein zuſammengerolltes Blättchen Papier vor die Füße zu werfen, welches er eiligſt aufraffte. Zu ſeiner tiefen Betrübniß las er, auf dem Thurme angelangt, folgende Zeilen:

„Der Geiſt der Finſterniß hat ſich meiner wiederum bemächtigt. Ich habe in der vorigen Nacht kein Auge ſchließen können. Der Kopf brennt mir wie Feuer. Ich fürchte, ich zweifle, ich verzweifle! Mein Gilbert, um jeden Preis muß ich Dich heut Abend ſehen, denn ich fühle mich zu Allem fähig. Komm, mein heißgeliebter Freund! Tröſte mich; reiß mir den Dolch aus der Hand, welcher auf dem Tiſch liegen blieb!“

Die nächſten zwei Stunden verfloſſen Gilbert in namenloſer Angſt. Fortwährend ſtand er am Fenſter, in der Hoffnung, Stephanie vor dem ihrigen erſcheinen zu ſehen und ſich mit ihr durch Zeichen unterhalten zu können; aber er wartete vergebens. Es dunkelte. Er überlegte und zögerte. Endlich trug in dieſem innern Kampf ein Gedanke den Sieg über alle andern davon. Er glaubt Stephanie mit aufgelöſtem Haar, Verzweiflung in den Blicken und den Dolch in der Hand vor ſich zu ſehen. Außer ſich vor Entſetzen, verſchließt er ſein Herz allen Einflüſterungen der Klugheit. Er befeſtigt die Strickleiter, ſteigt hinab, eilt über die Dächer und ſchwingt ſich durchs Fenſter.

Stephanie kniet vor ihrem Heiligen. Sie erhebt ſich, ſpringt auf den Tiſch zu, ergreift mit einer convulſiviſchen Bewegung den Dolch, richtet die Spitze gegen ihr Herz und ruft mit zitternder Stimme:

„Gilbert, zum erſten und zum letzten Male, liebſt Du mich?“

Erſchreckt, bebend, außer ſich, öffnet Gilbert ihr die Arme. Sie wirft die Waffe weit von ſich, ſtößt einen Schrei der Freude, des jubelnden Deliriums aus, ſpringt mit einem Satz auf ihren Freund zu, umklammert ihn mit ihren Armen, hängt an ſeinen Lippen und ruft:

„Er liebt mich! Er liebt mich! Ich bin gerettet!“

Gilbert ſucht, indem er ihre Liebkoſungen erwiedert, ſie zu beruhigen. Aber plötzlich wird er todtenbleich. Aus dem Alkoven erſchallt ein Seufzer gleich demjenigen, welchen er in der Schreckensnacht vernommen. „Wir ſind verloren!“ ruft er mit erſtickter Stimme. „Man

hat uns überrascht!" Sie aber klammert sich an ihn und ruft, das Gesicht von wilder Wonne erhellt:

„Du liebst mich! Ich bin glücklich! Was kümmert mich alles Uebrige?"

In diesem Augenblick öffnet sich langsam die Thür des Alkovens und der Graf erscheint auf der Schwelle, furchtbar, drohend, die Lippen in finsterm Lächeln zusammengepreßt. Bei diesem Anblick erhebt seine Tochter langsam das Haupt, geht ihm einige Schritte entgegen, und zum ersten Mal wagt sie dem Vater, welcher sie seit einer langen Reihe von Jahren mit eiserner Faust niedergehalten, kühn, frei und fest ins Auge zu blicken. Wie eine junge Löwin mit gesträubten Haaren, läßt sie ihre Locken in wilder Verwirrung über die Schultern wallen. Ihr Körper bebt, ihre Brauen sind zusammengezogen, ihr Auge sprüht Feuer, und finster stößt sie die Worte hervor:

„Sie hier, mein Herr? Seien Sie willkommen. Sie hier? Wahrlich, diese Wände müssen über den Anblick staunen! Hört mich, ihr alten morschen Mauern! Der Mann, welcher dort auf der Schwelle der Thür steht, ist mein Vater! Sagt, erkennt ihr ihn nicht an der Zärtlichkeit, welche sich in seinen Blicken spiegelt, an dem gütigen Lächeln, welches sich auf seinen Lippen zeichnet?" Und feierlich fügte sie hinzu:

„Unnatürlicher Vater, erinnerst Du Dich noch, daß Du einst eine Tochter hattest? Denke nur ein wenig nach — vielleicht findest Du sie in irgend einem versteckten Winkel Deines Gedächtnisses! — Wolan, diese Tochter, welche Du getödtet und begraben hast, steigt aus ihrem Sarge hervor, und hier steht der Mann, der sie von den Todten erweckte! — O, wie ich ihn liebe" — fügte sie schwärmerisch und immer exaltirter werdend, fort — „wie ich ihn liebe, diesen göttlichen Menschen! Und komme ich nicht als gehorsame Tochter in dieser Liebe nur Deinen Befehlen nach? Hast Du mich nicht gezwungen, vor ihm zu knieen? Ich gehorchte und liege noch immer zu seinen Füßen."

Aber hier verließen sie ihre Kräfte. Sie stieß einen durchdringenden Schrei aus, schloß die Augen und brach zusammen. Gilbert war blitzschnell zu ihr hingesprungen, fing sie in seinen Armen auf und legte sie leblos in einen Lehnsessel. Dann stellte er sich vor sie hin, entschlossen, sie mit seinem Körper zu decken. Als er seinen Blick wieder

auf den Grafen warf, mußte er unwillkürlich zusammenschaudern, denn vor ihm erhob sich das Phantom von damals. Die Züge des Kostia Petrowitsch hatten sich vollständig verändert. Seine Augen waren blutunterlaufen, und seine glühenden, starren Augäpfel schienen aus ihren Höhlen hervorzutreten. Langsam bückte er sich und hob das Dolchmesser auf; dann blieb er eine Zeitlang starr wie eine Bildsäule stehen, ohne ein Lebenszeichen von sich zu geben, außer daß von Zeit zu Zeit seine Zunge über die Lippen fuhr, wie um den ihn verzehrenden Blutdurst zu sänftigen. Endlich setzte er sich in Bewegung. Mit stolz, hoch erhobenem Kopf, Arm und Dolch emporhaltend, bereit, den tödtlichen Streich zu führen, näherte er sich dem Beschützer seiner Tochter. Gilbert, welcher jetzt seine volle Ruhe wiedergefunden hatte, erwartete ihn festen Blickes und rief mit heller, tönender Stimme:

„Graf Leminof, kommen Sie zu sich! Es ist hohe Zeit!“

Und als das grauenhafte Phantom sich dadurch nicht aufhalten ließ, entblößte er rasch seine Brust und rief mit Donnerstimme:

„Kostia Petrowitsch, stoße zu, hier ist mein Herz! Aber Deine Streiche können mich nicht erreichen! Zwischen uns erhebt sich das Gespenst Morlof's!“

Diese Worte entlockten dem Grafen ein Gebrüll wie das eines wilden Thieres, dem ein langes, qualvolles Gestöhn folgte. Ein fürchterlicher Kampf durchtobte sein Inneres. Seine zusammengezogene Stirn, die convulsivischen Zuckungen seines Körpers und die Schaumwellen, welche von seinen Lippen flossen, zeugten von den furchtbaren Anstrengungen, die er machte, um Herr über sich selbst zu werden. Endlich trug die Vernunft den Sieg über den Wahnsinn der Leidenschaft davon. Der Arm sank schlaff herab, der Dolch entfiel der geballten Faust, die Gesichtsmuskeln kamen wieder in ihre natürliche Lage, die Züge nahmen nach und nach ihren gewöhnlichen Ausdruck an. Er wendete sich nach der Gegend des Alkovens um und rief:

„Iwan, komm Deiner jungen Herrin zu Hülfe; sie ist in Ohnmacht gefallen.“

Iwan kam. Wer vermöchte den Blick zu schildern, den er Gilbert zuwarf? Mittlerweile war der Graf wieder in den Alkoven getreten. Er kam mit einer Wachskerze zurück, die er ruhig anzündete, und sagte dann mit einer ungezwungenen Geberde zu Gilbert:

„Mein lieber Herr, es ſcheint mir als wären wir hier überflüſſig. Haben Sie die Güte, mit mir die Treppe hinunterzugehen, denn der Himmel behüte, daß ſie über die Dächer zurückkehren; paſſirte Ihnen ein Unglück, ſo würden Byzanz und ich darüber untröſtlich ſein.“

Leminof flößte in dieſem Augenblick unſerm Freunde mehr Mitleid als Zorn ein. Er gehorchte, ging dem Grafen um einige Schritte voraus und ſtieg die Treppe hinab. Als er den Eingang zum Corridor erreicht hatte, wendete er ſich um, lehnte ſich gegen die Mauer und ſagte ruhig:

„Ich muß Ihnen zwei Worte ſagen.“

Der Graf blieb auf der letzten Stufe ſtehen, lehnte ſich nachläſſig an das Geländer und erwiderte lächelnd:

„Reden Sie, ich bin bereit, Ihnen zuzuhören. Sie wiſſen ja, wie viel Vergnügen es mir jederzeit macht, mit Ihnen zu plaudern.“

„Ich bitte Sie, Ihrer Tochter die Bitterkeit ihrer Sprache zu vergeben. Sie wußte ſelbſt nicht was ſie ſagte. Ich gebe Ihnen die heilige Verſicherung, daß ſie Sie im Grunde ihres Herzens verehrt, und daß es nur von *Ihnen* abhängt, ſich ihre kindliche Liebe zu erwerben.“

Leminof antwortete nur durch ein Zucken der Schultern, gleich als wollte er ſagen: Was geht das mich an?

„Sodann wollte ich Ihnen noch bemerken, daß Ihr Zorn einzig und allein auf *mich* fallen muß. Ich habe das Kind, welches mich haßte, aufgeſucht, ich habe Ihre Tochter gezwungen, mich zu empfangen, habe ihr meine Hülfe aufgedrungen und nicht geruht, bevor ſie mir ihr Vertrauen ſchenkte.“

Wiederum zuckte der Graf die Schultern, wie um zu ſagen: Ich will's Ihnen ſchon glauben, aber wird dadurch die Situation verändert?

„Was mich betrifft,“ fuhr Gilbert fort, „ſo verſichere ich Ihnen bei meiner Ehre, daß ich erſt geſtern Ihrer Tochter ihr Geheimniß entriſſen habe.“

Der Graf antwortete: „Ich glaube Ihnen aufs Wort. Aber iſt es wirklich wahr, daß Sie gegenwärtig meine Tochter gerade ſo lieben wie Sie von ihr geliebt werden?“

Gilbert dachte einen Augenblick nach und antwortete dann, nur auf das Interesse und die Würde Stephaniens Rücksicht nehmend:

„Ja, ich hege für sie eine reine, keusche Leidenschaft."

Eine ironische Befriedigung zeigte sich auf dem Gesicht des Grafen. „Das paßt sich ja prächtig!" sagte er. „Das ist Alles, was ich zu wissen wünschte."

„Noch ein Wort, mein Herr!" rief Gilbert, ihn zurückhaltend. „Ich lasse sie nicht gehen, bevor Sie mir geschworen haben, Ihrer Tochter nicht ein Haar zu krümmen und meine aus edlen Motiven entspringende Unvorsichtigkeit nicht an ihr zu rächen!"

„Ei, ei!" antwortete der Graf grinsend, „Sie schlagen ja einen gewaltig hohen Ton an. Aber ich bin Ihnen Dank schuldig. Vor allen Dingen hat Ihre Kaltblütigkeit mich von einem Verbrechen abgehalten, welches eine Narrheit gewesen sein würde, denn nur Narren rächen sich durch Dolchstiche. So will ich Ihnen denn noch mehr bewilligen als Sie verlangen. Hinfort soll meine Tochter sich nicht mehr über mich zu beklagen haben, und ich werde ihrem Glück eine väterliche Sorgfalt widmen. Es mißfällt ihr, von Iwan bewacht zu werden, und er soll nur noch ihr demüthiger Sclave sein. Von jetzt an ist sie frei wie die Luft, und alle ihre Wünsche, alle ihre Launen sind mir heilig. Morgen bekommt sie ihr Pferd zurück, falls es noch nicht weiter verkauft ist. Ja noch mehr, ich erlaube ihr, die Kleider ihres Geschlechts anzulegen. Aber zu allen diesen Vergünstigungen stelle ich eine doppelte Bedingung. Erstens müssen Sie wenigstens noch sechs Monate hier bleiben, und dann müssen Sie sich verpflichten, meine Tochter ohne meine Erlaubniß weder zu besuchen, noch mit ihr zu sprechen oder ihr zu schreiben."

Mit einem tiefen Seufzer antwortete Gilbert: „Ich schwöre es auf meine Ehre."

„Gut, gut; ich habe Ihr Wort, und das gilt mir so viel wie ein Evangelium."

Als der Graf Kostia wieder in sein Cabinet trat, musterte ihn der Doctor Wladimir, welcher ihn dort erwartete, vom Kopf bis zu den Füßen, als wollte er an seinen Händen oder seinen Kleidern Blutspuren entdecken, und da er sah, daß dergleichen nicht vorhanden sei, sagte er, seine Bewegung zurückdrängend, kalt:

„Nun? Wie ist die Affaire abgelaufen?“

„Recht nett,“ antwortete der Graf, sich in einen Sessel werfend. „Ich habe Niemanden getödtet; die Besonnenheit dieses jungen Mannes gab mir die meinige zurück.“

Wladimir Paulowitsch erbleichte. „So ist also der kecke Verführer,“ sagte er mit erzwungenem Lächeln, „mit dem Schreck davongekommen?“

„Du bist nicht bei Troste, Wladimir Paulow'tsch. Wie kannst Du hier von Verführung reden? Leute wie Gilbert sind für uns ein Räthsel; sie sind auf einem andern Planeten geboren als unsers Gleichen. Es ist in ihnen etwas vom Humanisten, vom fahrenden Ritter und von der barmherzigen Schwester. Und sagte er mir nicht gleich bei seiner Ankunft, daß er seine Marionetten spielen lassen werde? Das Stück war für einen ersten Versuch nicht übel. Die Hauptrollen übernahmen Glaube, Hoffnung und Mildthätigkeit. Aber unglücklicher Weise mengte sich die Liebe hinein, und das Lustspiel verwandelte sich in ein Drama. Es thut mir leid um ihn; solche Tragödien nehmen immer einen schlimmen Ausgang.“

„Sie täuschen sich, Graf Kostia,“ erwiderte Wladimir ironisch. „Oft enden sie mit einer Heirath.“

„Wladimir Paulowitsch,“ rief der Graf mit den Füßen stampfend, „Du hast die Gabe, mich in Wuth zu bringen. Heute verwendetest Du über eine Stunde darauf, in meiner Seele das Feuer der Rache anzufachen. Du hassest den jungen Menschen. Ich glaube wahrhaftig, Du bist eifersüchtig auf ihn. Fürchtest Du etwa, daß ich ihn statt des kleinen Hirten aus der Ukraine in mein Testament setze? Denke darüber was Du willst, mein lieber Doctor; aber ich gebe Dir die Versicherung, daß, wenn ich diesen liebenswürdigen Genossen meiner Studien getödtet hätte, ich ihn jetzt mit blutigen Thränen beweinen würde, denn trotz Allem ist er mir theuer. Aber was man sehr liebt, das muß man hart züchtigen, und wenn ich an die Leiden denke, welche ich ihm bereiten werde, kann ich mich nicht einer Anwandlung von Mitleid erwehren. Jetzt verfüge Dich zu Bette, Doctor. Morgen früh mußt Du mit Deinem leichten Fuß drei Meilen von hier nach einer kleinen Herberge jenseits des Berges gehen, wozu ich Dir den Weg bezeichnen werde. Ich begebe mich zu Pferde dorthin. Wir treffen uns

an jenem abgelegenen Plätzchen und werden zusammen speisen. Du wirst alles aufbieten müssen, um mich angenehm zu unterhalten."

„Aber was denken Sie denn?" rief Wladimir, aufs Aeußerste erstaunt. „Sie wollen den beiden Liebenden —"

„O, welch armseliger Thor Du trotz aller Deiner Weisheit bist! Die Geheimnisse der Natur weißt Du zu ergründen, aber im Kapitel der Rache bist Du nur ein elender Stümper."

Auf seinem Zimmer angelangt, sagte Wladimir Paulowitsch zu sich selbst:

„Diese beiden Männer sind mir zu besonnen. Das Stück geht nicht vorwärts. Es bleibt nichts Anderes übrig, als daß ich die Katastrophe herbeiführe."

Am nächsten Morgen trat Iwan in Gilbert's Zimmer. Der arme Leibeigene bot einen jammervollen Anblick dar. Seine Augen waren roth und verschwollen, seine Züge verzerrt. Ueberall auf seinem Gesicht zeigten sich die blutigen Spuren der Nägel, mit denen er Stirn und Wangen bearbeitet hatte. Er theilte Gilbert mit, daß gestern Mittag der Graf Kostia mit dem Doctor das Schloß verlassen und erst am Abend zurückkehren werde. Mich läßt er zurück, um Dich zu bewachen und ihm Rechenschaft über Alles abzulegen, was ich gesehen und gehört habe. Ich bin nicht boshaft, aber nach dem, was vorgefallen, wärst Du ein Narr, wenn Du von mir noch die geringste Nachsicht erwarten wolltest. Meine Augen, meine Ohren und meine Zunge werden ihre Pflicht erfüllen. Ueberdies muß ich Dir sagen, daß der Vater heute sehr düsterer Laune ist. Seine Lippen sind weiß, und fortwährend führt er die linke Hand an die Brauen, was er nur thut wenn ein Sturm in seiner Seele tobt."

„Mein lieber Iwan, auch ich werde heute während des ganzen Tages abwesend sein," antwortete Gilbert. „Du siehst, daß dies Dir Deine Aufgabe wesentlich erleichtern wird."

Iwan stieß einen tiefen Seufzer der Erleichterung aus. Eine Bergeslast schien von seiner Brust gewichen zu sein. „Ich sehe zu meiner Freude, daß Du Deine Sünde bereust und hinfort vernünftiger sein willst. Ach, wenn doch mein Väterchen Deinem Beispiel folgen wollte!"

„Dein Väterchen, wie Du das Fräulein nennſt, wird ebenſo vernünftig ſein wie ich. Aber bitte, ſage mir nur —"

„O, beruhigen Sie ſich, ihre Ohnmacht hat nicht lange gedauert. Kaum hatte ich mich ihr genähert, als ſie ſchon die Augen öffnete und mich fragte, ob Sie noch lebten, und nachdem ich ſie beruhigt, rief ſie aus: „Ach, mein Gott, wie glücklich ich bin! Er hat mir das Leben gerettet, er liebt mich!" Sie wollte ſich aufrichten, war aber zu ſchwach und ſank zurück. Dann trug ich ſie auf ihr Bett, und ſie ſagte: „Iwan, ſeit zwei Nächten hab' ich kein Auge geſchloſſen!" Bei dieſen Worten lächelte ſie, und lächelnd ſchlief ſie ein. Sie ſchlummert noch immer."

„Damit Stephanie artig ſei," hub Gilbert wieder an, „muß ſie ſich beſchäftigen. Ihre Finger und ihr Geiſt müſſen Arbeit haben. Nimm dieſe Blumen, welche ich geſtern gepflückt, und ſage ihr von mir, ſie möge dieſelben heute in ihr Herbarium malen." Und als Iwan die Blumen mißtrauiſch betrachtete, fuhr er fort: „Sei unbeſorgt, ich habe kein Billet darin verborgen. Ich bin ein Mann von Ehre, lieber Iwan, und breche mein Wort nie."

Iwan verbarg die Blumen in einem ſeiner Aermel und murmelte im Fortgehen: „Wie wird das Alles enden? Ach, wenn nicht die heilige Dreieinigkeit endlich einen Blick des Erbarmens auf dies unglückſelige Haus wirft, ſo ſind wir Alle verloren."

Gilbert ging aus und begab ſich an das Ufer des Rheines. Tauſend Gedanken durchkreuzten in wilder Verwirrung ſein Hirn, aber immer wieder ſagte er zu ſich ſelbſt: „Ich werde dies Kind retten oder darüber zu Grunde gehen!"

Erſt als die Sonne ſich zum Untergang neigte, kehrte er aufs Schloß zurück. Er ſuchte den Pater Alexis auf und traf ihn in der Capelle. Der gute Pater hatte von Iwan vernommen was ſich am geſtrigen Abend ereignet. Er überhäufte Gilbert mit lebhaften Vorwürfen, wurde aber, nachdem er die Erklärungen des jungen Mannes gehört, beſänftigt und erinnerte ihn mit freundlichem Schmollen an das Sprichwort: Schuſter, bleib' bei deinem Leiſten. „Die Ochſen," ſagte er, „ſind geboren um den Pflug zu ziehen, die Bienen um Honig zu machen. Der Beruf der Gilbert's iſt es, dicke Bücher zu leſen und zu ſchreiben, und dem Diener Gottes liegt es ob, die Menſchen zu erbauen und zu tröſten. Du pfuſchteſt mir ins Handwerk. Was iſt

dabei herausgekommen? Merkteſt Du denn nicht, wie das Kind ſeit zwei Monaten immer ruhiger, ſanfter und ergebener wurde? Das war die Wirkung meiner Ermahnungen. Jetzt aber haſt Du ihr eine thörichte Liebelei in den Kopf geſetzt, welche ihr ſowol wie Dir noch viele Thränen koſten wird."

Dann packte er Gilbert kräftig am Arm und fuhr fort: „Und glaubteſt Du wirklich, daß wir, Gott und ich, Deines Beiſtandes bedürftig ſeien? Hatteſt Du ganz vergeſſen, was ich Dir geſagt? Oeffne Deine Augen und blicke dorthin. Heute, mein Sohn, heute habe ich die letzte Hand an mein großes Werk gelegt!"

Und er deutete auf zwei Reihen von Figuren, welche durch zwei am Plafond hängende Lampen geheimnißvoll beleuchtet wurden. Dann fuhr er feierlich triumphirend, im Tone eines Feldherrn, welcher ſeine Truppen die Revue paſſiren läßt, fort: „Betrachte Dir dieſe drei weißen Bärte. Das iſt Jeſaia, das Jeremia, das Ezechiel. Und dort an jener Seite ſind die heiligen Streiter des Herrn. Hier ſiehſt Du den heiligen Procopius, hier den heiligen Theodor, welcher den Tempel der Cybele verbrannte. Seine Fackel iſt nicht ſo völlig erloſchen, daß ſie nicht noch wieder aufflammen könnte. — Und dieſe Erzengel — wähnſt Du, ihr Arm ſei auf ewig gelähmt und ihr Schwert auf immer in die Scheide gebannt?" — Dann fiel er auf die Kniee und betete:

„Und jetzt, heilige Mutter Gottes, verzeihe Deinem Diener, wenn er Dich an Dein Wort erinnert! Laſſe endlich Deine erhabene Rechte erſcheinen! Laſſe endlich beim Anblick Deiner zuſammengezogenen Brauen ſich in den verhärteten Herzen ein göttliches Myſterium vollziehen! Brich den Nacken des Hochmüthigen; möge der Hauch Deiner Lippen wie ein Sturmwind ſein ſtolzes Haupt beugen, auf daß ſeine Locken den Staub von dieſer Schwelle kehren!"

In dieſem Augenblick hörte man eine Stimme rufen: „Pater Alexis, Pater Alexis, wo ſind Sie?" Der Prieſter erbleichte und zitterte. Vergebens bemühte er ſich, aufzuſtehen; ſeine Kniee waren wie an den Boden gefeſſelt. „Mein Sohn, mein Sohn!" rief er; „hörteſt Du nicht, wie eine himmliſche Stimme mir antwortete?" Aber Gilbert ſagte, ihn aufrichtend, mit traurigem Lächeln:

„Dieſe Stimme hatte durchaus keinen himmliſchen Klang, ſondern eine ſtark provençaliſche Betonung. Irre ich mich nicht, ſo war es die

des Kochs Jasmin, welcher mit der Laterne im Hofe steht und Sie zu sprechen wünscht."

„Vielleicht hast Du Recht," sagte Alexis, den Kopf schüttelnd und mit der Hand die schweißbedeckte Stirn streichend. „Was mag Jasmin wollen? Vielleicht bringt er mir mein Diner. Ich hatte ihm aber doch gesagt, daß ich heute fasten würde."

Als Jasmin sie aus der Capelle treten sah, lief er ihnen entgegen und sagte zum Popen:

„Ehrwürdiger Vater, ich weiß nicht was es mit Iwan ist. Als ich ihm sein Mahl bringen wollte, fand ich ihn auf dem Bette liegend. Ich rief und schüttelte ihn, konnte ihn aber nicht aufwecken."

Gilbert zitterte am ganzen Körper. Jasmin die Laterne entreißend, eilte er fort, und in zwei Secunden war er bei Iwan. Jasmin hatte die Wahrheit gesprochen; der Leibeigene lag in tiefem, bleiernem Schlaf. Ihn heftig am Arme schüttelnd, brachte Gilbert es so weit, daß er ein Auge öffnete, aber sofort schloß er es wieder und schlief weiter.

„Es muß ihm ein Schlaftrunk eingegeben sein," flüsterte Gilbert dem Pater, welcher sich zu ihm gesellte, ins Ohr. Dann fragte er Jasmin: „Ist am Nachmittag Niemand hier gewesen?"

„Der Doctor Wladimir kehrte gegen fünf Uhr von der Promenade zurück. Das wunderte mich, denn der Graf hatte mir gesagt, Stephan würde heute allein speisen."

„Und ist der Doctor jetzt bei Tische?"

„Nein, er wollte nicht speisen. Scherzend antwortete er auf meine Fragen, er würde bald ein Mahl einnehmen, welches ihn in der andern Welt erwarte."

„Aber wo ist er denn? In seinem Cabinet?"

„Vor zwei Stunden ging er in Begleitung Stephan's aus."

„Und nach welcher Richtung gingen sie?" rief Gilbert, ihn krampfhaft am Arme rüttelnd.

„Pardon, junger Herr, nehmen Sie sich in Acht! Sie werden mir sonst den Arm verrenken!"

„Jasmin, lieber Jasmin, so antworte doch! Wohin sind sie gegangen?"

„Jetzt erinnere ich mich; sie schlugen die Richtung des Waldes ein."

Gilbert stürzte fort. Umsonst rief Alexis ihm nach: „Warte, mein Sohn, ich will Dich begleiten, mein Rath wird Dir von unschätzbarem Werth sein!“ Ebenso gut hätte er den Winden rufen können, denn schon hatte Gilbert den Wald erreicht.

Mit bloßem Kopf, bleich, athemlos, stürmte er dahin. Es war bereits Nacht. Der Mond begann eben das im Winde zitternde Laub der Bäume zu erhellen, aber Gilbert war blind für das Licht des Mondes, taub für die Seufzer des Windes. Er hörte nichts als das verhallende Geräusch seiner Tritte, sah nichts als eine blutige Wolke, welche vor seinen Augen wallte und ihm den Pfad bezeichnete. Der einzige Gedanke, welcher in seinem verfinsterten Geiste tagte, war: Ich habe diesen Menschen nicht verstanden. Er schlug mir ein Schutz- und Trutzbündniß vor; ich weigerte mich, ihn zu rächen; jetzt rächt er sich selbst, und ein von Rachedurst erfüllter russischer Leibeigener ist zu Allem fähig.

So stürmte er weiter, weiter, und er wäre bis ans Ufer des Rheines gelaufen, wenn er nicht an einer Wendung des Weges plötzlich, einige Schritte vor sich, Stephanie erblickt hätte, welche, vom Mondlicht beschienen, unbeweglich dastand. Gilbert streckte ihr die Arme entgegen und stieß einen Schrei aus. Sie zitterte, wendete sich um und rief, auf ihn zueilend:

„Gilbert, liebst Du mich?“

Statt der Antwort preßte er sie an seine Brust. Da gewahrte er plötzlich Bladimir, welcher, den Kopf in beiden Händen haltend, am Rande saß und stammelte:

„Dieser Mensch — in *Ihrer* Gesellschaft?“

„Ich weiß nicht,“ sagte sie mit zitternder Stimme, „ob er wahnsinnig oder ein Bösewicht ist; jedenfalls aber stirbt er, denn er hat sich vergiftet.“

„Was sagen Sie da?“ rief Gilbert, mit entsetztem Blick das düstere Gesicht des voll vom Monde beschienenen Doctors betrachtend. Ich beschwöre Sie, erklären Sie mir —“

„Was weiß *ich*? Seit gestern Abend glaube ich zu träumen. Aber es ist mir als wäre dieser Mensch auf mein Zimmer gekommen. Er hatte die Vorsicht gebraucht, Iwan ein Schlafmittel beizubringen. Ich war traurig bis zum Sterben. Er überredete mich, daß Du,

mein Gilbert, mich an einem Kreuzwege dieſes Waldes erwarteteſt, um mit mir zu entfliehen. „Fort, fort!“ rief ich. Aber unterwegs kam ich zum Nachdenken und ſchöpfte Verdacht, und bei dieſer Krümmung ſagte ich zu meinem finſteren Gefährten: „Bringen Sie meinen Gilbert hierher, ich gehe nicht weiter!“ Da blickte er mich mit furchtbaren Augen an, und ich glaubte ihn ſagen zu hören: „Was kümmert mich Dein Gilbert? Folge mir oder Du biſt ein Kind des Todes!“ Zugleich griff er in ſeinen Buſen, als wolle er eine verborgene Waffe hervorziehen. Irre ich mich nicht, ſo blickte ich ihm, die Arme kreuzend, feſt ins Auge und ſagte: „Tödte mich, aber ich gehe keinen Schritt weiter!“

Wladimir richtete den Kopf empor. „Wie doch der Schein trügen kann!“ ſagte er mit dumpfer Stimme. „Einſt kannte ich eine Frau, welche ganz daſſelbe Geſicht hatte, und eines Abends brachte ich ſie durch die bloße Gewalt meines Blickes ſo weit, daß ſie vor mir niederfiel und rief: „Wladimir Paulowitſch, mache mit mir was Du willſt!“ — Aber die Seele Ihrer jungen Freundin iſt aus einem andern Stoff geformt. Mögen Sie mir glauben oder nicht, Thatſache iſt es, daß ihr ſchönes Geſicht mich plötzlich mit einer unwillkürlichen Ehrfurcht erfüllte. Ihr Haupt ſchien mir von einem königlichem Diadem umſtrahlt zu ſein. Auf ihrer Stirn thronte ein edler Stolz, und während ein verächtliches Lächeln auf ihren Lippen zuckte, offenbarte ihr Blick eine Seele, ſo rein wie das Licht des Mondes. Bei dieſem Anblick dachte ich plötzlich an die Frau, von der ich Ihnen geſtern erzählte, das Complott, welches ich erſann, flößte mir ein namenloſes Grauen ein, und ich, der Doctor Wladimir, warf mich dieſem Kinde mit den Worten zu Füßen: „Vergib mir, ich bin ein Elender!“ Dann verſchluckte ich eine ſtarke Doſis eines von mir zuſammengeſetzten Giftes, zu dem mir noch kein Gegenmittel bekannt iſt, und in zwei Stunden werde ich nicht mehr ſein.“

Gilbert blickte ihm feſt ins Auge. Gerechter Gott, dachte er, nicht das Leben Stephaniens, ſondern ihre Ehre war in Gefahr! Das verheißene Wunder hat ſich ereignet; nur iſt es nicht das, welches der Pater Alexis erwartete, denn es iſt das Werk des Gottes der Natur!

Stephanie näherte ſich ihm mit gefalteten Händen und flüſterte: „Gilbert, mein Gilbert, laß uns zuſammen fliehen! Noch iſt es nicht

zu spät! Er aber antwortete: „Jetzt ist mir Alles klar!“ Zu Wladimir gewendet, sagte er in befehlendem Ton:

„Folgen Sie mir, mein Herr! Es wird zweckmäßig sein, daß der Graf Kostia Ihren letzten Seufzer vernimmt.“

Wladimir dachte einen Augenblick nach und sagte dann, sich erhebend: „Sie haben Recht. Ich muß ihn noch vor meinem Tode sehen. Aber geben Sie mir den Arm, denn das Gift beginnt zu wirken und meine Beine werden schwer.“

Sie setzten sich in Bewegung. Stephanie ging ihnen um einige Schritte voraus. Wladimir rief von Zeit zu Zeit: „Sterben! Nicht mehr athmen! Alles, Alles vergessen!“ Und dumpf murmelte er vor sich hin: „Nur Eins stört mein Glück — ich bin nicht hinreichend gerächt!“

Endlich erstarb ihm das Wort auf den Lippen und die Beine versagten ihm den Dienst. Gilbert mußte ihn auf die Schulter laden, und schon war er in Gefahr, unter der Last zusammenzubrechen, als er den Pater Alexis athemlos des Weges kommen sah. Er ließ ihm nicht die Zeit, Athem zu schöpfen. „Nehmen Sie diesen Menschen bei den Füßen!“ rief er ihm zu. „Ich fasse ihn an den Schultern. Vorwärts, vorwärts! Es gilt unser Aller Leben!“

Alexis beeilte sich, dem Geheiß Gilbert's zu folgen, und der Zug setzte sich unter düsterem Schweigen wieder in Bewegung. Nur Stephanie stieß, das Barrett über die Augen gedrückt, von Zeit zu Zeit zusammenhanglose Worte aus und blickte verstohlen auf Gilbert. Bei dem Schloß angelangt, kamen sie über den Hofraum und stiegen die Treppe hinan, ohne Jemandem zu begegnen. Aber als sie die Vorhalle der ersten Etage erreichten, in welcher schon die Laterne brannte, hörten sie in dem Corridor, welcher zum viereckigen Thurm führte, ein Geräusch von Schritten. „Der Graf ist zurückgekommen!“ sagte Gilbert zitternd. „Pater Alexis, tragen Sie den Menschen auf sein Zimmer. Ich muß mit dem Grafen reden. In einem Augenblick werde ich ihn zu Ihnen führen.“ Und Stephanien beim Arm ergreifend, flüsterte er:

„Steigen Sie die Terrasse hinab und halten Sie sich verborgen. Ihr Vater darf Sie nicht sehen bevor ich mit ihm gesprochen habe.“

„Glaubst Du, ich fürchte mich?“ sagte sie. Und ihm entschlüpfend, lief sie in den Corridor.

Unterdeß hatte der Pater Alexis keuchend mit seiner Bürde das Zimmer des Doctors erreicht. Im Augenblick als er ihn aufs Bett legte, hörte er eine Stimme rufen:

„Dieser Trotz geht zu weit! So stirb denn!“

Dann ein durchdringender Schrei, gefolgt vom dumpfen Geräusch eines fallenden Körpers.

„Böseweicht!“ rief Alexis, Vladimir bei der Gurgel packend. „War es nicht genug an der Mutter? Mußtest Du auch noch die Tochter tödten?“

Dann stürzte er in blindem Entsetzen aus dem Zimmer.

Vladimir richtete sich mühsam halb empor. Eine teuflische Freude spiegelte sich auf seinem Gesicht, und er murmelte:

„Jetzt ist meine Rache vollständig!“

Aber im nächsten Moment entfuhr ihm ein schmerzliches Gestöhn. Das Gift begann jetzt in seinen Eingeweiden zu brennen. Dennoch vergaß er seine Schmerzen, als der Graf, gefolgt vom Priester, ins Zimmer trat und den entblößten Degen in eine Ecke warf.

„Kostia Petrowitsch!“ rief der Sterbende, „was hast Du mit Deiner Tochter gemacht?“

Der Graf Kostia maß seinen dem Tode geweihten Leibeigenen mit finstern, prüfenden Blicken, während bei diesem ein triumphirendes Lächeln den Sieg über die Zuckungen des Todeskampfes davontrug. Nach einigen Augenblicken des Schweigens hub Vladimir an:

„Mein gütiger Herr, erinnerst Du Dich noch der einst von mir geliebten Pauline? Erinnerst Du Dich noch, wie ich mich zu Deinen Füßen wand und zu Dir emporwinselte: Gnade, Gnade für sie und für mich!? Erinnerst Du Dich, mein lieber, gnädiger Herr, noch der Straßenecke, an welcher Du mir eines Tages ins Ohr rauntest: „Dies Frauenzimmer ist charmant, aber wird Eure Verbindung nicht morgen früh abgebrochen, so soll sie von mir erfahren, wer Du bist!?“ An jenem Tage, Kostia Petrowitsch, lächeltest Du und sahst recht glücklich und zufrieden aus. Sag' an, Kostia Petrowitsch, erinnerst Du Dich noch jenes Tages?“

Der Graf antwortete nur durch ein verächtliches Lächeln.

„O Du einfältigſter, leichtgläubigſter aller Tyrannen!“ fuhr Wladimir fort. „Wie konnteſt Du glauben, daß ich den Kelch des Schmerzes und der Schande bis zur Neige leeren würde, ohne auf Rache gegen Den zu ſinnen, der ihn mir reichte und dem Trinkenden mit ſataniſchem Lächeln zuſah?“

„Und doch retteteſt Du mir ſechs Monate ſpäter das Leben!“ ſagte der Graf höhniſch.

„Ja wol, weil ich Dich noch nicht ſterben laſſen wollte. Haſt Du denn noch nie von der zärtlichen Sorgfalt des Haſſes gehört? Ich wollte, daß Du lebeſt, damit das Leben Dir zur Hölle werde!“

Und hohnlächelnd fügte er hinzu:

„Der Geliebte der Gräfin Olga — war ich!“

Der Graf taumelte zurück als hätte ihn der Blitz getroffen. Er mußte ſich an die Lehne eines Stuhles halten, um nicht hinzuſtürzen. Dann wankte er zum Tiſch, ergriff eine mit Waſſer gefüllte Caraffe und leerte ſie mit einem Zuge. Mit krampfhafter Anſtrengung ſtieß er die Worte hervor:

„Du lügſt! Die Gräfin Olga hätte ſich nimmermehr einem Leibeigenen hingegeben!“

„Friſche Dein Gedächtniß doch ein wenig auf, Koſtia Petrowitſch! Es ſcheint Dir entfallen zu ſein, daß ich in ihren Augen nicht ein Leibeigener, ſondern ein berühmter Arzt, ein großer Mann war. Tröſte Dich indeſſen. Die Gräfin Olga liebte mich ebenſo wenig wie ich ſie liebte. Mein geheimnißvoller Blick und meine Drohungen hatten das arme Köpfchen bezaubert; in meinen Armen wäre ſie faſt aus Furcht geſtorben, und als ich nach unſerm zweiten Beiſammenſein ihr zurief: „Olga Baſziljeſſna, Dein Geliebter iſt ein Leibeigener!“ — da glaubte ſie vor Scham und Entſetzen vergehen zu müſſen.“

Koſtia warf ſeinem Leibeigenen einen Blick unausſprechlichen Ekels zu, und nur nach einer faſt übermenſchlichen Anſtrengung gewann er die Kraft, noch einmal das Wort an ihn zu richten.

„Unmöglich! Der Brief, den Du mir aus Paris ſchriebſt —“

„Ich fürchtete, Deine Schande möge Dir verborgen bleiben, und was lag mir am Leben?“

Der Graf wendete ſich zum Prieſter, welcher im Hintergrunde ſtand. „Pater Alexis, redet dieſer Menſch die Wahrheit?“

Der Pope verneigte sich schweigend.

„So hast Du also, blödsinniger Priester, die Todesqual des Märtyrers erduldet um einem elenden Leibeigenen, einem Wurm der Erde das Leben zu erhalten?“

„Es lag mir wenig an seinem Leben,“ antwortete der Priester mit Würde, „aber viel an meinem Gewissen und der Heiligkeit meines Amtes!“

„Und zwei Jahre nach einander littest Du, ohne mir einen Wink zu geben, daß mein Todfeind unter meinem Dache wohne?“

„Ich kannte seine Geschichte nicht und wußte nicht, daß er Grund habe, Sie zu hassen. Ich glaubte, eine thörichte Leidenschaft habe ihn zum Verräther an der Freundschaft gemacht, und in aufrichtiger Reue wünsche er, sein Verbrechen durch die Ihnen geleisteten Dienste zu sühnen.“

„Einfältiger Thor!“ antwortete der Graf, ihm einen Blick verachtungsvollen Mitleids zuwerfend.

Mit immer schwächer werdender Stimme fuhr Wladimir fort:

„Seit der verfluchten Stunde, da ich mich vor Dir im Staube wand, um durch meine Thränen Dein steinernes Herz zu erweichen, wurde mir das Leben zur Last. Das Gefühl, Dir anzugehören, machte mir jeden Augenblick des Daseins zur Höllenqual. Fragst Du mich, warum ich meinen Tod jahrelang verzögerte, so antworte ich Dir: So lange wie Du eine Tochter hattest, war meine Rache nicht vollendet! Ich ließ das Kind aufwachsen; aber als die Uhr des Verhängnisses die sehnlichst erwartete Stunde schlug, entschwand mir plötzlich der Muth, und ich empfand eine Scheu, welche ich mir selbst nicht erklären kann. Und jetzt? Jetzt segne ich meine Schwäche, weil ich Dir ein neues, makelloses Opfer zugeführt, weil ich Dich dazu gebracht habe, ein unschuldiges Lamm zu tödten, weil der Reihe Deiner Verbrechen eine neue, grauenhafte Frevelthat hinzugefügt ist. Ei, sag' mir doch, ist die Klinge, die das Herz Deiner Tochter durchbohrte, nicht dieselbe, welche Du Deinem treuen Freunde Morlof durch den Leib rannteſt? Wahrlich, das ist ein geweihter Degen!“

Die Augen des Grafen Kostia blitzten. Eine dunkle Ahnung sagte ihm, daß jetzt die Lösung des Räthsels, welches seit so vielen Jahren

sein Leben vergiftet, herannahe, und mit einem Bladimir zugeworfenen Geierblick zischelte er:

„Dies Kind war nicht meine Tochter!“

Bladimir löste seine Halsbinde, riß die Naht mit den Nägeln auseinander, und zog ein zusammengefaltetes Papier daraus hervor, welches er dem Grafen vor die Füße warf.

„Raffe diesen Brief auf!“ rief er. „Die Handschrift wird Dir bekannt sein. Ich wollte ihn Dir durch Deine entweihte Tochter übergeben lassen. Jetzt lies ihn nach dem Tode der durch Dich gemordeten reinen Tochter!“

Hastig nahm der Graf den Brief auf, entfaltete ihn und las ihn festen, ruhigen Auges bis zum Ende. Die ersten Zeilen lauteten:

„Verworfener Sclave, Deine unreine Umarmung hat mich zur Mutter gemacht. Du magst Dich stolz und glücklich fühlen, denn Du hast mir offenbart, daß das Muttergefühl eine Tortur sein kann. In der Einfalt meines Herzens kannte ich bis jetzt nur die Wonnetrunkenheit, den Stolz, die Tugend der Mutter, die Empfindung, welche Gott mit Wohlgefallen betrachtet und welche die heiligen Engel mit ihren Schwingen schirmen. Als ich zum ersten Mal fühlte, daß mein Stephan und meine Stephanie sich in meinem Schooß regten, zitterte ich vor Entzücken und konnte nicht Worte genug finden, um den Himmel, welcher endlich ein sechsjähriges Harren krönte, dafür zu preisen. Jetzt aber trage ich unter meinem Herzen nicht ein Kind, sondern ein Verbrechen; mit eiserner Zange möchte ich's herausreißen und es Dir rauchend ins Gesicht schleudern!“

Der vierseitige Brief klärte das Dunkel auf und überzeugte den Grafen Kostia. „Sie ist also wirklich mein Kind,“ sagte er kalt. „Glücklicherweise habe ich sie nicht getödtet.“

„Er verließ das Zimmer. Als er nach einigen Minuten wieder erschien, trug er sein bleiches, aber lebendes Kind in den Armen, und Gilbert folgte ihm. Er ging bis in die Mitte des Zimmers. Dort stand er still und sagte, wie zu sich selbst redend:

„Dieser junge Mann ist mein guter Genius. Er hat mir den Degen entrissen. Gott sei gelobt, er hat uns Alle gerettet! Das liebe Kind hat sich gefürchtet; es stürzte nieder, hat sich aber keinen Schaden zugefügt. Seht, sie lebt, sie öffnet die Augen, sie hört, sie

athmet! Morgen wird sie lächeln — morgen werden wir Alle glücklich sein!"

Dann führte er sie zum Bette, rief Gilbert zu sich und legte ihre rechten Hände in einander. Hinter ihnen stehend, umklammert er ihre Schultern mit seinen gewaltigen Armen, beugte sich zwischen ihren Köpfen vor und zwang sie so, sich mit ihm über den Sterbenden zu neigen.

Gilbert und Stephanie schlossen die Augen. Diejenigen des Grafen und Wladimir's waren weit offen und starrten einander an. Die Augäpfel des Gebieters flammten wie glühende Kohlen; die des Leibeigenen waren hohl und stier, von Entsetzen und Grabesgrauen umhüllt. Mit ersterbender Stimme murmelte er: „Ich bin verloren! Ich selbst habe mein Werk vernichtet! Morgen, morgen werden sie glücklich sein!" Ein letzter Blick unaussprechlichen Hasses schoß aus seinen Augen, deren sich schon das ewige Dunkel bemächtigte. Dann wurden seine Züge verzerrt, die Lippen preßten sich zusammen, und mit einem furchtbaren Schrei gab er den Geist auf.

Langsam richtete sich der Graf empor. Die Arme, mit welchen er die Liebenden wie mit einem lebenden Schraubstock gefesselt hielt, lösten sich, und Stephanie sank Gilbert an die Brust. Entsetzt, bleich, mit wirren Augen, trunken vor Freude und Schrecken, klammerte sie sich an ihren Freund wie der Schiffbrüchige sich an das rettende Floß klammert.

„Vater, in dem Leben, zu welchem Du mich verurtheilt hast, sind die Freuden so schrecklich wie die Schmerzen!"

„Beruhigen Sie Ihre Braut!" sagte der Graf zu Gilbert. „Reden Sie ihr zu. Seien Sie unbesorgt; ich habe sie Ihnen gegeben und werde sie Ihnen nicht wieder entreißen!" Dann wendete er sich zum Lager und murmelte: „Welch ein Stachel hat der barmherzige Tod mir da aus der Brust gerissen!"

Trotz aller dieser erschütternden Scenen war der Pater Alexis überselig und gab sich keine Mühe, es zu verbergen. Er lief hin und her, rückte die Möbel bald hierhin, bald dorthin, fuhr mit der Hand durch den Bart, maltraitirte seine Brust mit Faustschlägen. Im Uebermaß seines Entzückens warf er sich Gilbert und Stephanien um den Hals, liebkoste, umarmte, küßte sie. Zuletzt schritt er zum Sterbebett, faßte

vor den Augen des Grafen das Haupt des Todten zwischen beiden Händen, drückte einen Kuß auf den erstarrten Mund und auf jede der bleichen Wangen.

„Armer Bruder! Du warst vielleicht mehr unglücklich als schuldig. Möge Gott in seiner unendlichen Barmherzigkeit Dir einst wie ich den Friedenskuß geben!“

Dann kniete er nieder und betete: „Heilige Mutter Gottes, sei gepriesen! Du hast mehr gethan als ich von Dir zu erbitten wagte!“

In diesem Augenblick erschien der endlich aus seiner Lethargie erwachte Iwan auf der Schwelle. Während einiger Minuten ließ er, wie versteinert, wirre Blicke über die Scene gleiten. Dann warf er sich dem Grafen zu Füßen, zerraufte sein Haar und rief: „Mein Herr und Vater, ich bin kein Verräther! Dieser Mensch hatte etwas Einschläferndes in meinen Thee gemischt. Herr und Vater, tödte mich, aber sage nicht, ich sei ein Verräther!“

„Steh' auf!“ erwiderte der Graf fröhlich. „Steh' auf, sag' ich Dir! Ich werde weder Dich, noch sonst Jemanden tödten! Mein Sohn, Du bist ein altes verrostetes Werkzeug. Weißt Du, was ich mit Dir thue? Ich mache Dich Madame Gilbert Savile zum Hochzeitsgeschenk!“

Zwei Tage später wurde Bladimir Paulowitsch beerdigt. Der Graf und Gilbert gaben dem Leichnam das letzte Geleit. Als die erste Schaufel voll Erde mit dem Geräusch, welches wie der Schrei des seinen Raub empfangenden Todes klingt, auf den Sarg polterte, funkelten die Augen des Grafen Kostia, und ein Blitz schoß aus ihnen hervor; aber schnell senkte er die Wimpern über die glühenden Prünellen und verbarg die Freude, welche seine Brust durchzitterte, unter einer ernsten, andächtigen Miene. Nach beendigter Ceremonie ging er mit Gilbert fort. Als sie jedoch die ersten Häuser des Dorfes erreicht hatten, verabschiedete er sich von seinem Gefährten und kehrte nach dem Kirchhof zurück. Starr, wie eine Statue, stand er mit verschränkten Armen über dem Hügel, unter welchem sein Leibeigener schlummerte. Dann murmelte er in der schauerlich erhabenen Sprache Hiob's:

„Das Grab ist Deine Behausung. Bereite Dir Dein Bette in den Finsternissen! Mörder Morlof's, rufe der Grube zu: Du bist mein Vater! sage zu den Würmern: Ihr seid meine Mutter und meine

Schwestern! Deine Hoffnungen sind mit Dir ins Grab gesunken, und zusammen modert Ihr im Staube."

Da legte sich von hinten eine Hand auf seine Schulter. Der Pater Alexis drängte ihn sanft bei Seite, streckte die Hände weihend über das Grab hin und sagte: „Die Rache ist mein, ich will vergelten, spricht der Herr. Ruhe in Frieden, und möge der Herr dir gnädig sein! Im Leben gebar die Liebe dir den Haß. Im Tode erlöschte der Haß und es entzündete sich die Flamme ewiger Liebe!"

Am Tage nach dem Tode des Doctor Paulowitsch erhielt Stephanie auf ihrem Zimmer einen Besuch vom Vater. Als er eintrat, war sie eben mit Zeichnen beschäftigt. Sie stand auf und ging ihm entgegen. Der Graf ergriff ihre Hand, welche er galant mit den Lippen berührte. Dann bot er ihr den Arm und führte sie zum Canapee, wo er neben ihr Platz nahm. Während einer Minute blickte sie ihn schweigend an; dann zitterte sie am ganzen Körper. Der Mann, dachte sie, welcher hier neben mir sitzt, ist mein Vater, und hätte nicht Gilbert es verhindert, so wäre er mein Mörder geworden. Der Graf runzelte, als er dies bemerkte, die Brauen; er erwartete eine mit Thränen, stürmischen Erörterungen und sentimentalen Herzensergüssen gemischte Scene, und nichts war ihm mehr zuwider als Thränen, Erklärungen und Sentimentalität.

„Liebes Kind," sagte er in etwas barschem Ton, „seit den letzten sechs Jahren hast Du nicht viel Zärtlichkeit von mir erfahren; aber unterhielten wir uns auch bis morgen darüber, wozu könnte es führen? Genüge es Dir, zu wissen, daß ich, durch trügerische Anzeichen geblendet, Dich nicht für meine Tochter hielt und daß ein Zurückfallen in diesen Irrthum jetzt nicht mehr zu befürchten ist. — Lassen wir geschehene Dinge abgethan sein, und beschäftigen wir uns desto mehr mit der Zukunft."

Stephanie hatte sich schnell gefaßt und antwortete muntern Tones: „Lieber Papa, ich bin das vergeßlichste Ding von der Welt, wenn man mir nur ein klein wenig dabei zu Hülfe kommt."

Im Laufe des Gespräches äußerte Stephanie die Befürchtung, daß Gilbert noch keine wirkliche Liebe zu ihr hege, sondern bis jetzt mehr

durch das Mitleid und den Heroismus ſeiner aufopfernden Natur zu ihr hingezogen ſei. Er erblicke in ihr noch immer den armen Jungen im Sammetwämmschen, und bevor er für ſie die Leidenſchaft empfinden könne, welche ſie für ihn durchglühe, müſſe ſie ihm als vollendete Jungfrau erſcheinen. Daß ſie für einander geſchaffen ſeien, daß der Tag kommen werde, wo er ſein Lebensglück nur in ihrem Beſitz erblicke, daran zweifelte ſie keinen Augenblick, hielt es aber für nothwendig, daß ſie für eine Zeitlang von einander getrennt würden.

„Sende mich ſofort in eine Penſion, um dort meine Erziehung vollenden zu laſſen. Dort werde ich gehen, ſitzen, mich putzen, den Kopf mit Anmuth bewegen, einen Fächer handhaben lernen ohne ihn zu zerbrechen. Anfänglich werde ich mich wie ein verkleideter Knabe ausnehmen, aber die Verwandlung wird ſchnell vor ſich gehen; nach einem Jahr bin ich nicht mehr der kleine Stephan, und er wird mich lieben."

„Was die Anmuth betrifft, ſo brauchſt Du ſie nicht erſt zu erlernen," antwortete der Graf, welcher plötzlich ein wahres Muſter väterlicher Galanterie geworden war. „Aber ich glaube, daß Du im Ganzen Recht haſt, und werde Deinem Wunſche entſprechen. Ueberdies biſt Du erſt ſiebzehn Jahre alt, und es kann Dir nur wohl thun, wenn Du auf einige Zeit von dieſem Kerker, dieſen Corridors und von der finſtern Geſtalt Deines Vaters entfernt wirſt."

Der Graf war entzückt über das Benehmen ſeiner Tochter. Aber ſein Beifall geſtaltete ſich zur Bewunderung als er ihre Zeichnungen ſah. „Welche Entdeckung mache ich da!" rief er überraſcht. „Sind dieſe allerliebſten Zeichnungen wirklich von Dir? Welche Feinheit der Ausführung, welche Wahrheit des Colorits! Wahrlich, Du haſt das Auge und den Finger einer ächten Künſtlernatur. Woher iſt Dir dies Talent gekommen? Deine Mutter, welcher Du doch ſo ähnlich biſt, hatte davon keine Spur. Wahrhaftig, dieſe Ranunkel iſt ein Meiſterwerk. Du haſt da die Natur auf der That ertappt!"

Er betrachtete ſeine Tochter mit zärtlich bewundernden Blicken, und fragte, die Unterſchrift einer Pflanze mit der Hand bedeckend: „Wie nennſt Du dieſe bräunliche Blume?" Stephanie lachte. „Ei, Papa, das iſt das gnaphalium sylvaticum. Der Name kommt aus dem Griechiſchen. Die Frucht iſt baumwollenartig. Willſt Du auch noch

den Familiennamen und die Geſchichte der Pflanze wiſſen? Du brauchſt nur zu befehlen, ich kann mit Allem aufwarten."

„Was ſoll ich dazu ſagen? Ich hielt Dich nicht für fähig, zwei Ideen mit einander zu verbinden. Wie ungerecht bin ich gegen Dich geweſen! Und das Alles hat Dein Gilbert zu Stande gebracht? Aber dabei wird er nicht ſtehen geblieben ſein. Welche Bücher hat er Dir empfohlen?"

„Halt" — rief Stephanie — „gern brächte ich ihm mein Leben zum Opfer, aber ſelbſt auf ſein Geheiß würde ich nie etwas Anderes leſen als ſeine Krähenfüße!"

„Warum nicht?" fragte der Graf erſtaunt. „Es ſcheint mir doch als hätteſt Du in Deiner Kindheit großen Hang zur Lectüre gehabt."

„Seit länger als drei Jahren haſſe ich alles Gedruckte."

„Und weßhalb?"

„Weil Du die Bücher mehr liebteſt als mich!"

„Undankbare! Ohne meine Vorliebe für die Folianten wäre Dein Freund in Paris geblieben, und Du —"

„Ich würde nicht mehr leben!" unterbrach ſie ihn mit bitterm Lächeln. Aber ſchnell ſich faſſend, fuhr ſie ſcherzend fort: „Ja, Du haſt Recht, ich bin den Folianten zu großem Dank verpflichtet, und um ihnen meine Ehrfurcht recht deutlich zu machen, werde ich weder ſie, noch irgend ein kleineres Mitglied ihrer Familie jemals berühren."

„Ich weiß ſehr wohl," ſagte der Graf, „wer Dir die Lectüre zum Abſcheu gemacht hat. Es iſt der Pater Alexis. Der arme Mann —"

„Halt!" rief Stephanie lebhaft. „Sage mir nichts gegen den guten Pater. Er umarmte und küßte vor Deinen Augen den Leichnam, den Du hatteſt inſultiren können!"

Der Graf biß ſich auf die Lippen, aber die wiedergefundene Tochter konnte ihm heute Alles bieten. „Wahrlich," ſagte er, ſie ſeitwärts betrachtend, mehr zu ſich ſelbſt als zu ihr, „Du biſt das ächte Kind meines Blutes. Jetzt erkenne ich Dich!" Dann bot er ihr den Arm mit den Worten: „Gehen wir zu Tiſche!"

„Willſt Du mir einen Gefallen erzeigen?" erwiderte ſie in ſchmeichelndem Ton. „Schicke mir ein wenig Geflügel auf mein Zimmer. Ich möchte meinen Frennd nur wiederſehen, um Abſchied von ihm zu nehmen. Sage ihm, ich habe Kopfſchmerz, aber ſprich nicht über

meine Bemerkungen und Projecte. Es ſoll mich doch verlangen, wie er ſich dabei benimmt."

Der Graf willigte ein. — „Adieu, mein liebes Kind! Auf mein Wort, es gibt eine kleine Ruſſin, welche mich ſeit einer Viertelſtunde zu ihrem leidenſchaftlichen Bewunderer gemacht hat!"

„Mit ein wenig Liebe wäre mir mehr gedient!" antwortete ſie. Und als er ſich neigte um ihre Hand zu küſſen, kam ſie ihm zuvor, warf ſich ihm um den Hals und bedeckte ſein Geſicht mit Küſſen.

„Meine Tochter iſt ein außergewöhnliches Mädchen," murmelte der Graf im Hinabſteigen. „Geſtern warf ſie mit einem Blick den Elenden, welcher ihre Ehre bedrohte, in den Staub, und heute iſt ſie reizend, ruhig, und ſo vernünftig, daß ſie ſogar zeichnen kann. Und *wie* ſie zeichnet! Sie hat Geiſt, Muth, und ihr Blick ſprüht Flammen. Wie man ſich doch in der Aehnlichkeit täuſchen kann! Die arme Olga hatte weder Talent, noch ein geſundes Urtheil, noch Character. Sie war ein niedliches Vögelchen, welches ſich vom Morgen bis zum Abend die Federn putzte, weiter nichts."

Am nächſten Morgen ſagte der Graf zu Gilbert, mit dem er von einem Spaziergang heimkehrte:

„Mein lieber Gilbert, ich hoffe, daß Sie über kleine Vorurtheile hinaus ſind und nichts dagegen haben, eines Tages etliche hunderttauſend Thaler jährlicher Rente zu beſitzen. Indem ich Ihnen meine Tochter gebe, bin ich *Ihnen* verpflichtet. Ich habe eine große Schuld zu tilgen, was nur durch *Sie* geſchehen kann. Ueberdies verſichere ich mich damit Ihrer Perſon. Sie werden mich nicht verlaſſen und auch ferner mit mir zuſammen Griechiſch leſen, was jedenfalls für mich die Hauptſache iſt."

„Herr Graf," antwortete Gilbert, „haben Sie die Güte, Ihre Tochter rufen zu laſſen. „Nur in ihrer Gegenwart kann ich Ihnen antworten."

Als ſie im Cabinet des Grafen angekommen waren und Stephanie ſich zu ihnen geſellt hatte, fuhr Gilbert fort:

„Graf Koſtia, es iſt eine ſelbſtverſtändliche Wahrheit, daß eine gegenſeitige, ächte Liebe die einzig gültige Rechtfertigung für eine Heirath abgibt, bei der die Verhältniſſe nicht gleich ſind. Während ich mich

einer leidenschaftlichen Liebe zu Ihrer Tochter klar bewußt bin, darf ich in ihrer Gegenwart die Bemerkung nicht unterdrücken, daß ihre Liebe zu mir nicht so klar vor meinen Augen steht. Die Liebe ist eine Sache freier Wahl. Da sie in strenger Abgeschiedenheit lebte, konnte sie mich nicht wählen, mich nicht Andern vorziehen. Eine glückliche Fügung, welche ich, was auch schließlich aus ihr entstehen möge, immer segnen werde, hat es gewollt, daß ich ihr Tröster, und, wenn ich mich des Ausdrucks bedienen darf, das Werkzeug zu ihrer Rettung wurde. Ist es so ganz ausgemacht, daß sie, der Freiheit wiedergegeben, nicht schon bei ihrem ersten Eintritt in die Welt einen würdigeren Gegenstand ihrer Neigung findet? Hält sie nicht vielleicht die Erkenntlichkeit, die meine Hingebung ihrem Herzen eingeflößt hat, für Liebe? Und muß ich nicht befürchten, daß sie eines Tages Vergleiche anstellen wird, welche nicht günstig für mich ausfallen? Ach, Herr Graf, möge sie sich der von mir gefürchteten Prüfung unterziehen bevor sie sich mir verbindet. Bieten Sie ihr die Gelegenheit, die Welt kennen zu lernen. Möge sie selbst ermitteln, ob zwischen den Anbetern, die ihre Schönheit um sie versammeln wird, sich nicht Einer befindet, den sie ihrem Gilbert vorzieht. Habe ich nach Ablauf eines Jahres den Prozeß gewonnen, gehört ihr Herz auch dann noch mir, dann werde ich mich ohne Gewissensbisse meiner Liebe zu ihr hingeben können, und meinem stolzen Glück wird nur meine Dankbarkeit gleichen!"

Während dieser Anrede hatte Stephanie mehr als ein Mal einen Blick mit ihrem Vater getauscht. „Dachte ich's nicht?" sagte sie sanft, indem sie aufstand. „Er liebt mich noch nicht. Ich bin ihm noch immer der Kleine im schwarzen Sammetwämmschen." Als aber Gilbert gegen diese Auffassung protestiren wollte, fuhr sie lächelnd fort:

„O, fürchten Sie nicht, daß ich mich tödte. Die Zeit der Vergiftungen und Dolchstöße ist dahin. O, Du Kleingläubiger, ich werde Deiner Schwäche zu Hülfe kommen, und thut die Medicin Dir weh, so hast Du das nur Dir selbst zuzuschreiben. Gilbert, Gilbert, Dein Mangel an Vertrauen könnte Dir verderblich werden. Dadurch, daß Du an meiner Liebe zweifelst, hast Du mich beleidigt, und Frauen lassen sich dergleichen nicht ungestraft bieten. Was würdest Du denken, wenn ich das Ding umkehrte und zu Papa sagte: „Ich bin seiner Liebe nicht gewiß; stellen wir ihn auf die Probe!" Aber ich will

barmherzig ſein. Warte bis zum 14. September des nächſten Jahres; an jenem Tage, ich ſchwöre es Dir, wird ſich in zwei Herzen eine Feier vollziehen, welche ſelbſt die Engel des Himmels mit Neid erfüllt."

Mit dieſen Worten reichte ſie ihm die Hand; aber als er ſie küſſen wollte, entzog ſie ihm dieſelbe ſchnell und ſagte, den Kopf ſtolz emporrichtend:

„Beeile Dich nicht! Eines Tages — glaube mir — wirſt Du ſie weinend und auf den Knieen küſſen!"

Lächelnd nickte ſie ihm ihren Gruß zu und eilte aus dem Zimmer.

Aus Gilbert's Tagebuch.

20. September. Murmelndes Bächlein, liebliche Fontaine! In deiner Grotte, beim Geräuſch deiner ſprudelnden Gewäſſer, wurden die erſten Zeilen vom inhaltsreichſten Capitel meines Lebens geſchrieben. Aber was rede ich von einem Capitel? Handelt es ſich nicht um ein ganzes Leben?

1. Oktober. Heute ſagte ich zum Pater Alexis: „Ehrwürdiger Vater, meines Wiſſens haben Sie zwei Wunder verrichtet, für welche ich Ihnen meine Bewunderung zolle. Einmal ſpannte man Sie auf die Folter, um Sie zum Reden zu zwingen, und Sie redeten nicht! Dann umarmten Sie vor den Augen eines Mannes, deſſen Zorn Sie zu fürchten Urſache hatten, ſeinen Todfeind, der in Krämpfen verſchied. Noch hatte der Unglückliche in jenem Augenblick einen Lebenshauch in ſich; er fühlte, wie Ihre Lippen ſich auf ſeinen Mund preßten, und plötzlich breitete ſich eine geheimnißvolle Freude über ſein Antlitz aus. Das, ehrwürdiger Vater, ſind zwei leibhaftige Wunder. Was aber die übrigen betrifft —"

30. Oktober. Sie iſt in München, nicht in einer Penſion, ſondern bei einer Freundin ihres Vaters, der Baroneſſe N. Sie lebt, ſchreibt ſie, in einem Wirbel von Zerſtreuungen, an die ſie ſich ſchwer gewöhnt.

3. November. Ich arbeite viel, aber es will nicht recht damit gehen. Immer ſteht das alte Schloß, die Fontaine, der Abgrund vor

meinen Augen, und dann *sie*, wie sie zum Vater sagt: Er liebt mich noch nicht so, wie ich ihn liebe!

3. Januar. Sie hat einem Hofball beigewohnt und sich gut amüsirt. Ich fühle, schreibt sie, daß ich hübsch bin, und an Bewunderern fehlt es mir nicht. — Gilbert, jetzt weißt Du, was die Eifersucht ist!

16. April. O über die Allgewalt der Liebe! Erst seit heute Morgen kenne ich sie! Um 11 Uhr brachte man mir ein Kästchen, welches meine zitternden Hände öffneten. Das Kästchen enthielt ein Medaillon, und das Medaillon umschloß ein Portrait. Unter dem Portrait standen die Worte: „Neue Episode in der Metamorphose einer Lilie.“ Welch eine Explosion fand plötzlich in meinem Herzen statt! Ja, sie ist es. Ihre Haare, ihre Augen, ihr Mund — das Alles ist mir bekannt, außer dem weißen Atlaskleide. Und doch hatte ich nie geglaubt, daß sie *so* schön sei. Das Glück hat die Hand der Vollendung an ihre Reize gelegt, und der Schleier, welcher ihr Antlitz verdüsterte, ist auf immer gefallen. Das Alles gehört also *mir*! Du bist mein Eigenthum, mein Glück, meine Krone! Und das ist ganz in der Ordnung, denn Du bist meine Schöpfung, mein Werk! Ich habe in Deiner Brust das Feuer der Liebe angefacht, ich habe Dein Lächeln aus dem Grabe hervorgezogen, ich habe Deinen Blicken den Himmel entwölkt. Aber bin ich, trotz aller meiner Ansprüche, eines Besitzes würdig, dessen Seligkeiten ich nicht zu fassen vermag?

30. Juli. Seit fast einem Monat hat sie mir nicht geschrieben. Wie soll ich mir's erklären? Was mag vorgefallen sein?

9. August. Soeben erhalte ich folgendes Billet: „Gilbert, schwören Sie mir, daß ich, was auch geschehen möge, Ihrer *Freundschaft* gewiß bin. Geben Sie mir nicht diese Versicherung, so bin ich das unglücklichste Mädchen auf der Welt!“ Ich antwortete: „Ich schwöre es Ihnen unter Thränen.“

17. August. Hier ist ihre Antwort: „Ich danke Ihnen für Ihr Versprechen und für die Thränen, welche die Zeit trocknen wird. Warten Sie noch einige Tage, und Sie werden Alles wissen.“

18. O über die Macht der Leidenschaft! Unabläßig verfolgt sie mich mit Schreckensbildern. Ich höre nichts und sehe nichts als die

Geliebte meiner Seele. Fortwährend geht ſie, auf den Arm eines Andern gelehnt, an mir vorüber und lächelt mir mitleidig zu.

21. Darf ich ihr Vorwürfe machen? Habe ich ſie nicht ſelbſt der Eide entbunden, die ſie mir geſchworen? Und doch überwältigt mich eine Schwermuth, welche mich zu Allem unfähig macht.

14. September, Morgens. Ich fühle, daß ich's nicht werde ertragen können. Gilbert, Gilbert, nimm Dich zuſammen!

Abends. Die Grauſame! Es war alſo eine Prüfung, eine Rache! Als ſich die Thür öffnete und ich ſie erſcheinen ſah, fiel ich auf die Kniee. Langſam näherte ſie ſich mir. „Ich hatte mir geſchworen, Dich ein wenig närriſch zu machen, denn Dein Zweifel hatte es verdient!" Dann trat ſie auf mich zu und reichte mir eine kleine, weiche Hand, welche ich mit Thränen bedeckte. „Knieend und weinend," ſagte ſie leiſe. Und noch leiſer fügte ſie hinzu: „Ich auf den Knieen, Du aufrecht ſtehend, das war die verkehrte Welt, und es mußte anders werden!" Und ich fühlte, wie ihre Lippen ſich auf meine Stirn preßten. In dieſem Augenblick trat der Graf ins Zimmer. „Gratulire, mein lieber Gilbert!" rief er fröhlich. „Das muß ich ſagen, Sie haben Glück!"

Nachdem das glückliche Paar noch einen Monat auf dem Geierfels zugebracht, reiſten Alle nach Konſtantinopel, denn nur dort glaubte der Graf ſeine Geſchichte von Byzanz vollenden zu können. An den blumigen Ufern des Bosporus bezogen ſie eine Villa, welche mit dem alten Schloß ſehr wenig Aehnlichkeit hatte.

Iwan hat ſeine Freiheit erhalten, will aber den Reſt ſeiner Tage nur bei ſeinem frühern „Vater" zubringen. Der Pater Alexis hat noch ſein volles Gebiß und weiß einen guten Gebrauch davon zu machen. Daß er nebenbei aus Leibeskräften malt, verſteht ſich von ſelbſt, und Alles, was ſein Glück trübt, iſt die Beſorgniß, daß ſeine unſterblichen Figuren auf dem Geierfels unter der Feuchtigkeit leiden mögen. Der Graf iſt der liebenswürdigſte aller Väter und Schwiegerväter; ſein Herzblatt aber iſt der kleine Koſtia, den Stephanie zur Welt gebracht,

und sammeln sich Wolken auf seiner Stirn, so läßt man die Hand des Kindes darüber fahren. Stephanie hat ihre alte Abneigung gegen alle Bücher bewahrt, bereichert aber mit immer steigender Vorliebe ihr Herbarium, welches die Bewunderung aller Kenner erregt und dem sie die ganze Flora des Orients einverleiben will.

Stephanie sitzt, ihr Kind auf dem Schooß haltend, mit dem Pater Alexis auf der Verandah. Da gewahrt sie Gilbert und ruft ihm zu:

„Komm schnell her und setze Dich neben mich! Ich habe Dir eine Geschichte zu erzählen, welche Dir ebenso neu wie interessant sein wird.“ Und als Gilbert ihrer Einladung gefolgt, hebt sie an:

„Es war einmal in einem Thurm eines alten Schlosses ein armes Kind, welches ein finsterer Tyrann mit seinem Zorn verfolgte. Das Kind war so traurig, so traurig, daß es sich dem Tode oder dem Wahnsinn näherte. Da kam eines Tages ein liebenswürdiger, tapferer Ritter aufs Schloß, einer von den Rittern, welche sich auf Botanik, Griechisch und die Sprache der Marionetten verstehen. Der Ritter hatte ein fühlendes Herz und Mitleid für das Kind. Mit Gefahr seines Lebens drang er in den Kerker, in welchem der kleine Gefangene schmachtete. Er war sehr weise und theilte dem Knaben einen Theil seiner Weisheit mit. Er war gewandt und kaltblütig und rettete ihm zwei Mal das Leben. Und so kam es, daß das arme Kind nicht starb, und daß ich heute die glücklichste Frau des Weltalls bin. Was sagst Du dazu? Ist das nicht eine hübsche Geschichte?“

„O wie Ihr im Finstern schleicht!“ rief der Pater Alexis, welcher behaglich seine Pfeife rauchte und ein Glas trefflichen Weines dazu schlürfte. „Du gehst sehr oberflächlich zu Werke, meine Tochter, und übersiehst das Allerwichtigste. Ich will Dich eines Bessern belehren. In dem Schlosse, in welchem das arme Kind hinschmachtete, gab es außerdem noch einen braven Priester, welcher sich aufs Malen verstand und in diesem barbarischen Zeitalter allein noch die heiligen Traditionen der wahren Kunst bewahrte. Und dieser brave Priester machte einen Contract mit der heiligen Mutter Gottes, und als er die großen, weißen Wände einer Capelle mit köstlichen Malereien bedeckt hatte, nahm er sich die Freiheit, ihr zu sagen: Ich habe mein Wort gelöst; wirst Du jetzt auch das Deinige halten? Und allsobald begab sich ein Wunder, und die Fesseln des heiligen Kindes zerbrachen. Aber das ist noch

nicht Alles. Es begab ſich, daß dies Kind ein hübſches Mädchen war, und daß ſie von einem jungen Manne geliebt wurde, der ſie nach einem Jahr der Abweſenheit heirathen ſollte. Der brave Prieſter, welcher Erfahrungen genug geſammelt hatte, um den Weibern zu mißtrauen, gab beſagtem Mädchen ein Miniaturbild, auf welches er mit eigener kunſtfertiger Hand zwei von einem Pfeil durchbohrte Herzen gemalt hatte, und er ſagte zu ihr: Meine Tochter, trage dies Medaillon ſtets auf dem Herzen, und betrachte es jeden Morgen und jeden Abend. Es iſt ein Amulet, welches Dich Deiner erſten Liebe treu erhalten wird. Und ſie nahm das Bild und that wie der brave Prieſter ihr geſagt, und ſo iſt es geſchehen, daß wir heute ſammt und ſonders die glücklichſten Sterblichen ſind.“

Und Stephanie küßte ihren Gilbert, Beide herzten ihr Kind, und der Kleine jubelte, daß die zahmen Zicklein aufſprangen und mit den Glöcklein an ihrem Halſe klingelten. Auf dem Geierfels ſieht es ſo düſter aus wie zuvor, deſto heller und heiterer aber auf der Villa am blumigen Ufer des Bosporus.